

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 46 — Sonntag, 17. November 1935

Erkenntnis

Willst du, o Herz, ein heit'res Ziel erreichen,
mußt du in eig'ner Angel schwebend ruh'n
ein Tor versucht zu geh'n in fremden Schuh'n,
nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen.

Ein Tor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
sich Trost nimmt für das eig'ne schwache Tun,
der immer um sich späht und lauscht und nun
sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen.

Tu frei und offen, was du nicht kannst lassen,
doch wandle streng auf selbstgeschaffnen Wegen,
und lerne früh nur deine Fehler hassen.

Denn gehe mild den anderen entgegen;
kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
so hängt an deine Schritte sich der Segen.

Gottfried Keller.

Die Welt im Pappkarton

Rundgang durch eine Spielwaren-Großhandlung

Die Weihnachtszeit beginnt eigentlich schon im November; in diesen Tagen nämlich herrscht schon Hochbetrieb in den Spielwaren-Großhandlungen des Reiches. Die deutsche Spielwarenindustrie hat bekanntlich Weltruf. Die Kinder aller Erdteile spielen mit Bleisoldaten und Püppchen deutscher Herkunft. Von jeher war das Spiegelbild einer Zeit von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung. Was die Menschheit jeweils bewegte und in Atem hielt, kam in ihm zum Ausdruck. Auch in unseren Tagen ist dies nicht anders.

Die Neuerrichtung der deutschen Wehrmacht und der italienisch-abessinische Krieg stehen daher in diesem Jahre im Vordergrund der Spielzeugfabrikation. Man hat auf diesem Gebiet fast unglaubliche technische Höchstleistungen erzielt. Da gibt es die ganze deutsche Kriegsschlote, Flugzeuge aller Art, Tanks und Flugzeug-Abwehrgeschütze, Küstenartillerie und Geländewagen, schwere und leichte Maschinengewehre, ja selbst Minen- und Flammenwerfer. Sogar neue Frontabschnitte sind in den Lagerräumen der Großhandlungen und den Schaufenstern der Spielwarengeschäfte aufgebaut.

Im Gegensatz zur Vorkriegszeit, wo man nur starre Bleisoldaten von unnatürlicher steifer Haltung ein- und desselben Typs kannte, sind alle diese Figuren von unerhörter Wirklichkeitstreue. Da sieht man mit Drahtscheren und Handgranaten vorgehende Sturmtrupps, Soldaten im Unterstand, am Maschinengewehr und im Lazarett, auf Vorposten, im durch spanische Reiter und Drahtverhaue gut geschützten Schützengraben. Selbst „Tote“ und „Verwundete“, die auf dem Schlachtfeld umherliegen, hat man nicht vergessen. Natürlich können die Kriegsschiffe, Geschütze aller Kaliber und Maschinengewehre auch richtig „feuern“. Wahre technische Meisterleistungen verkörpern die auf Gummibändern laufenden, durch ein Uhrwerk angetriebenen Tanks, die, genau wie in Wirklichkeit, mühelos selbst die steilsten Flächen erklimmen, und jedes Hindernis, wie etwa eine in den Weg gelegte Hand oder ein Buch „spielend“ überwinden.

Was den ostafrikanischen Krieg betrifft, so hat darin die Spielzeugindustrie ein nicht minder dankbares Betätigungsfeld gefunden. So trifft man den Negus in zahllosen Exemplaren und andere Abessinier in jeder erdenklichen Aufmachung. In diesem Zusammenhang sei hier eine amüsante Episode erzählt, die sich dieser Tage in einer Berliner Spielwaren-Großhandlung ereignete. Ein besonders kritischer Kunde aus der Provinz wollte dort ein „Regiment“ Abessinier erstehen, beanstandete jedoch, daß die ihm vorgeführten Soldaten wohl eine naturgetreue Uniform, jedoch auch Militärstiefel trügen, was indessen bei den barfuß laufenden abessinischen Krieger in Wirklichkeit nicht der Fall sei. Der Verkäufer zog sich geschickt aus der ihm gelegten Schlinge, indem er darauf hinwies, daß es sich hier eben um Soldaten der kaiserlichen Garde handle, die bekanntlich Schuhe tragen. Das Ergebnis dieser klugen Verhandlungstaktik war ein größerer Geschäftsabschluß. Natürlich

sind auch die Italiener in zahllosen Variationen in den Schaufenstern vertreten.

Spielzeug ist zum großen Teil ein Massenartikel. Der Großhändler hat daher bereits auf der letzten Leipziger Messe vielfach schon seine Bestellungen gemacht und darf sich glücklich schätzen, wenn er mit sicherem politischem Instinkt die kommenden Ereignisse rechtzeitig vorausgesehen hat. Ueber 20 000 verschiedene Artikel werden in den Lagern der Spielwaren-Großhandlungen manchmal geführt. Oft handelt es sich allerdings nur um Pfennigware, bei der nur ein großer Absatz einen entsprechenden Gewinn gewährleistet. Dafür gibt es jedoch in der Branche auch keine Ladenhüter.

Außer den bereits geschilderten kriegstechnischen Errungenschaften gibt es in diesem Jahre noch zahlreiche interessante Neuheiten. Da gibt es kleine, bunte Blechautos, die — man möchte dies fast für Zauberspekulanten halten — auf jeder noch so kleinen Fläche umherfahren, ohne jemals über den Rand hinauszugeraten. Selbst auf einer Zigarrenkiste oder dem Deckel eines Buches haben diese technischen Wunderwerke ausreichende Bewegungsfreiheit. Auch gibt es Puppenküchen mit richtigen elektrischen Kochherden und Steckkontakten für Kochplatten und

winzige Bügeleisen, die bis zu einem bestimmten, jede Brandgefahr ausschließenden Wärmegrad erhitzt werden können. Schon die Fünfjährige lernt auf diese Weise beizeiten ihre Hausfrauenpflichten kennen. Da findet man ferner richtige kleine Autounion- oder Mercedes-Benz-Wagen mit Hupe, elektrischer Beleuchtung und Bremsen für die sportbegeisterte Jugend.

Selbst in den Gesellschaftsspielen ist dem Zeitgeist Rechnung getragen. So gibt es schon Spiele, die kürzlich erst erschienene neue Filme zum Unterhaltungsgegenstand haben. Erfreulicherweise fast ausgemerzt ist der Kitsch im Spielzeug. Fast jeder Gegenstand entspricht der Wirklichkeit, die Puppen, Figuren und Stofftiere ermangeln der unnatürlichen, verkrampften Haltung, die früher so oft anzutreffen war und der schreiend bunte Anstrich vieler Spielwaren ist naturgetreuer Färbung gewichen.

Wenn dann am Weihnachtsabend all diese Dinge, die jetzt noch leblose „Handelsartikel“ sind, unter dem Weihnachtsbaum ausgebreitet liegen, dann werden ihnen die Kinder erst das richtige Leben verleihen, dann erst wird das alles die rechte Bedeutung erhalten und in Wirklichkeit Welt und Leben im Kleinen sein.



Das Tor der Wünsche, der Spielwarenladen

Foto: W. Pfeifer, Neuss

Das Ende von dem Zirkusnummern

Skizze von Jo Hanns Möller.

Die große Nummer des Programms im Troladero-Variete zu Kopenhagen war der weltberühmte amerikanische Illusionist Zeit Jepsen. Er ließ nicht nur Elefanten auf hellerleuchteter Bühne spurlos verschwinden, er zerlegte nicht nur Damen am laufenden Band mit einer elektrisch betriebenen Kreisäge, er verwandelte nicht nur ein ganzes Haus gelangweilter Großstadtmenschen in ein gespanntes, aufgeregtes, neugieriges Publikum, — die große Sensation seiner Darbietung war das Verschwinden eines jungen Mädchens aus einem doppelt genähten, dreimal verschärften, viermal zugesiegeltten Sack, der in einer fünfmal geprüften, sechsmal zugewagelten und mit sieben achtschüssigen Stahlketten verschüttelten Kiste verpackt. Dann wurde die Kiste mit Spiritus übergossen und angezündet. Und während sie reißend verbrannte, sah das junge Mädchen eine Minute später in einem Aquarium mitten unter Goldfischen und Kiegl freudig lächelnd heraus. Kein Wunder, daß die Vorstellung jeden Tag überaus besucht war und sich ganz Kopenhagen den Kopf zerbrach, wie der Illusionist das wohl machte.

Zeit Jepsen machte das sehr einfach. Aber er verriet es nicht. Er trug sein Wissen um den kostbaren Trick den ganzen Tag auf einsamen Wanderungen durch Kopenhagen spazieren. Eines Tages merkte er, wie ein Mann in mittleren Jahren ihm folgte. Er ließ stehen, tat der Verfolger das gleiche. Jepsen drehte sich kurzentschieden um, schritt auf den Fremden zu und fragte: „Wollen Sie etwas von mir?“

Der andere zog den Hut: „Sie sind der bekannte Illusionist Zeit Jepsen?“

„Kennen Sie mich?“

„Sie machen doch den Trick mit dem Mädchen?“

„Stimmt.“

„Der Trick ist sehr nett. Nur, er hat einen Fehler.“

„Finden Sie?“ Die Stimme des Amerikaners klang ironisch.

Der Fremde nickte: „Ja. Sie lassen immer das gleiche Mädchen verschwinden. Das fällt auf, und das Publikum merkt, daß es mit rechten Dingen zugeht.“

Der große Illusionist lächelte: „Auch Zauberer können nicht zaubern.“

„Ich hätte eine Idee.“

„Sie sollten das Experiment mit Leuten aus dem Zuschauerraum machen.“

„Ich habe es bereits beim Verschwinden einer Dame versucht“, sagte der Geistesmeister ein wenig traurig, „es kommt niemand auf die Bühne — ganz traut man der Sache doch nicht — und mit gar bei diesem Trick!“

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung“, sagte der Fremde.

„Ach? Was verlangen Sie dafür?“

„Ich habe Sie nicht um Geld gebeten. Ich tue es aus reiner jepsenischer Begeisterung zur Sache.“

Der Illusionist hob mit triumphallem Kopf: „Um meinen Trick kennenzulernen? Um dann eventuell selbst?“

„Nein. Ihr Trick ist mir gleichgültig. Ich bin ein braver Handwerker, habe eine Frau daheim, über zwanzig Jahre bin ich verheiratet, ich bin glücklich. Sie haben keine Ahnung, wie glücklich ich im Grunde bin — sehen Sie mich an, sehe ich aus wie einer, der sich auf der Bühne mit Zaubertricks sein Geld verdienen kann?“ — „Nein, so sah er wirklich nicht aus!“

Zeit Jepsen nickte: „Also gut. Ich führe Sie jetzt gleich auf die Bühne und erkläre Ihnen den Mechanismus. Die Sache ist nicht weiter gefährlich. Die Kiste hat eine geheime Öffnung. Sie verschwinden durch eine Verkleidung unter die Bühne, laufen sehr schnell durch den Keller des Theaters und steigen dann von unten wieder in das Aquarium ein. Eine ganz einfache Sache, ich werde es Ihnen gleich zeigen. Und heute Abend legen Sie dank im Theater, ich gebe Ihnen einen guten Vogensitz.“

„Kann ich nicht zwei Karten haben?“ fragte der Hilfsbereite bei Seite.

Zeit Jepsen antwortete: „Aber gern.“ —

Das Abendprogramm nahm einen glänzenden Verlauf. Schon hatte sich der Vorhang zur großen Illusionsnummer Zeit Jepsen gehoben, schon startete ein schwarzer dunkler Fled, wo Sekunden zuvor der graue Elefant gestanden, da trat Zeit Jepsen ganz vorn an die Rampe und hob die Hand.

„Meine Damen und Herren“, begann er, „ich habe die große Ehre und das besondere Vergnügen, Ihnen meinen Trick vorzuführen, das Verschwinden eines lebenden Menschen vor Ihren Augen. Darf ich vielleicht einen Herrn aus dem Zuschauerraum bitten, sich zu diesem Experiment zur Verfügung zu stellen?“

Eine große Stille trat ein. Köpfe drehten sich nach allen Seiten. Jeder suchte, und jeder vermied den Blick des Mannes auf der Bühne.

„Meine Damen und Herren — es ist völlig ungefährlich —“

Ein Herr in der Prospektionsloge erhob sich. Er hatte die ganze Vorstellung mit wachsender Unruhe verfolgt. Neben ihm saß eine Frau, sichtlich mit ihm verheiratet, ein wenig robust, und ihre strengen Augen schienen gewöhnt aus allen Dingen sofort das Schlechte herauszufinden. Sie hatte gerade ein Bonbon in den Mund, als ihr Mann sich erhob und zur Bühne schritt. Sie war so überrascht, daß sie nicht einmal zu lauten aufhörte, sondern ihrem Mann nur mit entsetzten Augen nachstarrte.

Beim Durchqueren der Parkettreihen wurde der Mann von verschiedenen Seiten begrüßt, er schien in der Stadt nicht unbekannt zu sein. Als ob er den Mutigen zum ersten Male sah, begrüßte der Illusionist ihn überaus höflich. Auch das Gesicht des Mannes verriet nicht die geheime Abmachung des Nachmittags.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ sagte Zeit Jepsen laut und gab Anweisungen zum Beginn des Experimentes: „Wir verschmücken jetzt den Sack, einmal, zweimal, dreimal — auf

jeden Knoten kommt ein Siegel — wir heben den Sack in die Kiste — ehe wir die Kiste zumageln, fragen wir noch einmal: verehrter Herr, sind Sie noch im Sack?“

Aus der Kiste kam ein deutliches und lautes Ja. Dann wurde der Sack hineingekleidet, der Deckel geschlossen, schwere Hammerschläge fielen, Ketten griffen in das weiche Holz. Jetzt hob der Zauberer eine große Kanne, Spiritus flog über, ein Zündholz, lichterloh, schlug die Flamme über die Kiste empor und verbrannte alles in sengender Glut. Er trat wieder zur Rampe.

„Meine Damen und Herren!“ Die Kiste verbrennt — es bleibt nur Asche zurück — was ist aus dem fremden Mann geworden? — Keine Unruhe — ich hebe dieses Tuch, das ich über das große Aquarium gebreitet habe, und Sie werden sehen — frisch wie die Fische im Wasser wird der Herr aus dem Zuschauerraum vor Ihnen neu erstehen. Eins! Zwei! Drei!“

Das Tuch fiel.

Das Aquarium war leer.

Der Illusionist fuhr erschrocken zurück. — Er versuchte zu lächeln. Es blieb eine hilflose Geste. Eine Verzögerung war unentbehrlich. Er hatte die doppelte Zeit genommen wie sonst. Am Nachmittag zur Probe hatte eine Minute genügt. Jetzt waren zwei Minuten vergangen. Es mußte etwas geschehen sein. Er gab ein Zeichen um Hilfe.

Feuerwerkzeuge sprangen aus der Kasse. Löschten das Feuer. Die halbverbrannte Kiste wurde hervorgezogen. Sie war leer. Man ließ in den Keller, prüfte die Verkleidungen, der Mann blieb verschwunden und war nirgendwo aufzufinden. Eine große Unruhe entstand. Die Vorstellung mußte abgebrochen werden.

Der große Illusionist sah in seinem Hotelzimmer und wartete darauf, daß man ihn zu einem Verhör führte. Es klopfte. — „Kommen Sie herein.“

Es war ein Gilbott. Er brachte einen Brief.

Zeit Jepsen las ihn auf. „Sehr verehrter Herr!“ las er dann.

„Verzeihen Sie mein geiziges wirkliches Verschwinden. Sie konnten mich im Theater nicht finden, denn als Sie das Haus durchsuchten, war ich längst außerhalb der Stadt. Ich benötigte das schmale Kellerfenster, um aus dem Theater zu entkommen. Warum ich es tat! Ich wollte von meiner Frau weg. Schon seit Jahren war dies mein sehnlichster Wunsch. Ich fand keinen Weg. Als ich Ihre Nummer sah, kam mir die Idee. Sie werden sich vielleicht fragen, warum ich ihr nicht einfach davongelaufen bin und warum ich gerade Ihren Illusionsakt dazu benötigte? Wenn Sie so fragen können, waren Sie nie zwanzig Jahre verheiratet, noch dazu mit einer bösen Frau, die mir das Leben zur Hölle machte. Wie durfte ich einen Schritt allein außer Haus nicht allein in ein Theater, vom Wirtshaus gar nicht zu reden. Sogar zu meinen Kunden begleitete sie mich und wartete unten an der Tür. Das begann vor zwanzig Jahren. Damals war es Liebe und Zärtlichkeit, später wurde es Gewohnheit, zuletzt Qual. Vielleicht hat sie es geahnt, daß ich fort wollte, sicher sogar. Verzeihen Sie mir — ich werde unter einem neuen Namen ein neues Leben beginnen. Für meine Frau ist es gelöst. Trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß Sie mit Ihrem Illusionsakt tausend Menschen die Illusion einer Stunde und einem Menschen die Illusion eines neuen Lebens gegeben haben.“

Zeit Jepsen ließ den Brief sinken. Dann rief er das Theater an.

Das Fünftorgelux

Weitere Skizze von Heinrich Spoerl.

Sie sitzen im Kaffeehaus. Er und Sie.

Sie sind nicht verlobt, sie haben auch nicht die Absicht, sie haben sich nur ein bißchen gern. Samstag und Sonntag und ganz unverbündlich. Wichtigstens ist das seine Meinung. Sie denkt heimlich anders und macht manchmal Andeutungen. Wie das denn mal würde und so. Dann hört er daneben, erzählt von seinem Badelbuddi und führt sie ins Kino.

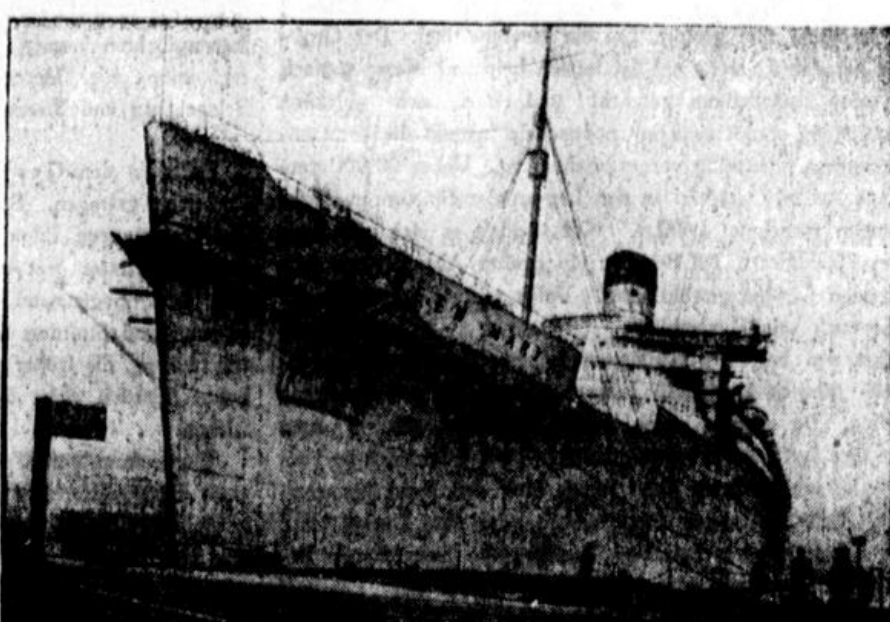
Es ist Ende des Monats: Bereits der Siebenzehnte. Er trinkt Kaffee: in seiner Tasse ist nur noch der Boden bedeckt, er führt sie an den Mund und tut als ob. Sie ist Eis: es geht langsam zu Ende, und sie nimmt immer weniger auf den Löffel. Wenn sie jedesmal die Hälfte von dem nimmt, was noch übrig ist, kann sie ewig daran essen, rechnet er aus; denn er ist ein guter Mathematiker.

„Ich möchte noch ein Eis“, eröffnete ihm Erila, denn sie ist ein praktisches Mädchen.

Er ist dagegen. Eritens ist Eis schädlich, weil es a) viel Zucker enthält und b) den Magen abkühlt, zweitens hat er kein Geld, und drittens zeigt er ihr seine Börse: Sie ist leer. Leer bis in die tiefsten Falten: ein Schein von der Reinigungsanstalt und eine Hundemarke sind der einzige Inhalt.

Die Wirkung dieser Demonstration geht weit über den beabsichtigten Verhinderungszweck hinaus. Erila tut sich auf dem Hochstuhl hin und her. „Du, Fred, wovon willst Du denn gleich bezahlen?“

„Ach! — Daran habe ich noch gar nicht gedacht.“



Der neueste englische Ozeanries.

Die „Queen Mary“, die alle bisher erbauten Schiffe an Größe übertrifft, soll, auf der Werft von Clydebank (Schottland). Sie geht in Kürze ihrer Vollendung entgegen.

Weltbild (M).

Ein Freudentag

Daß, ich hab mir 'ne Pfeife gekauft, Eine Tabakspfeife von Ton! Da, Weibchen, ja: der Deconomie Und aller Vernunft zum Lohn!

Daß, ich hab mir 'ne Pfeife gekauft, Eine stattliche Pfeife von Ton, Wie sie Myrheer von Holland raucht, Der reiche Jüderbaron!

Ja, lache nur, Weib, du hast ganz recht Ich rauch überhaupt keine Pfeif; Doch weil ich so überglücklich war, So muß ich sie kaufen: begreif!

Daß unser Junge nun wieder gesund, Das machte mich wunderbar. Und bin ich vergnügt, so laß ich was, Ganz einerlei was und wo.

Und bin ich vergnügt, so verschwend ich was, Leichtsinzig, wie ich nun bin. So bin ich geboren, so sterb ich ein. So leb ich inzigeltig dahin.

Und siehst du: so hab ich die Pfeife gekauft; Ist sie nicht schön und lang? Ich hab, bei Gott! eine Mark dafür, Ein Markstück rund und blank.

Die Pfeif in der Hand, so schlenkert ich hin Und lang und summt beglückt, Die Pfeifer glöhen und kochen sich an Und kochen: „Der ist verdrückt.“

Und wenn du, mein Liebchen, das selbe meinst, Ich stell es dir gänzlich frei. Ich hab meine Pfeife von feinstem Ton; Da, Junge, schmeiß sie entzwei!

Otto Ernst

„Daran muß man aber vorher denken. — Du bist doch hier nicht bekannt?“

„Nein.“

„Also bitte, was soll denn werden?“

Er zuckt die Achseln.

„Oder hast Du Dich vielleicht auf mich verlassen?“

„Vielleicht.“

„Was heißt vielleicht? Fred, ich schwöre Dir, ich habe auch nichts.“

„Nein?“

„Ehrenwort. Zehn Pfennige, und die brauche ich selber.“

„Das ist aber sehr leichtsinnig von Dir.“

Er stößt mit einem dicken Gesicht und verzieht keine Miene. Sie blickt in alle Glieder, ist weiß wie Puder und sieht sich ängstlich um. „Komm, Fred, laß mich wenigstens gehen.“

„Du bleibst sitzen!“ Und dann zum Ober, der bereits an- schwindelt: „Ich kann Sie noch nicht brauchen; schicken Sie mir erst mal den Mann drüben mit den Wogen.“

Ihre bleibst der Mann stehen. Der Mann mit dem Umhang kommt fröhlich heran.

„Dann mal her mit dem Hauptgewinn“, ruft Fred und greift mutig in den Schicksalskasten. Zieht einen Umschlag. Reicht ihn auf.

Nichts.

„Dann also der nächste“. Er greift abermals. Reicht auf: Nichts.

„Aber jetzt kommt es bestimmt.“ Greift. Reicht: Nichts. Der Mann im Umhang zählt murrend: Eine Mark — eine Mark fünfzig — zwei Mark —

„Hurra, ein Freilos!“

Das nächste kommt gratis.

Von einem Gratios kann man nicht viel verlangen. Er greift, reißt auf: Nichts.

Also noch mal. Sie fällt ihm in den Arm. „Fred, bist du wahnsinnig?“

„Nein.“

„Wo soll das hin?“

„Ich kann doch jetzt nicht aufhören. Aber wenn Du anderer Ansicht bist —“ Er legt die Hände ergeben in den Schoß und sieht das Mädchen fragend an. Ihr Gesicht glüht, die Nasenspitze ist wachsweiß. „Du meinstwegen, was Du willst“, flüstert sie erregt.

Er hat nichts mehr zu wollen. Er muß. Ein neuer Griff. Nichts. Griff. Nichts. Griff. Nichts.

„Noch mal — er hat bereits Übung —“

Der Mann im Umhang macht gern Geschäft. Aber das hier wird ihm unheimlich. „Zwei Mark fünfzig — drei Mark — Wollen Sie jetzt nicht wenigstens —“ fragt er mit bedrohlich schwellender Stimme.

„Hören Sie nicht mein Glück! Ich mache Sie haltbar.“

Nach ein Griff: Nichts. Der Umhangmann weicht zurück. Fred hat einen langen Arm und den Mut der Verzweiflung. Greift abermals. Reicht auf: fünf Mark.

In Buchstaben: fünf Reichsmark.

Wenn Fose weniger ein Freilos macht vier Mark. — Danke, Wiedersehen. —

Fred spielt mit dem gewonnenen Markstück. „Wie ist das Grifa. Du wolltest noch eine Portion Eis?“

„Ich verzichte.“

Sie ist wieder zu sich gekommen, ihr Gesicht ist abgebläht. Ihre Augen glühen. Sie denkt sich ihr Teil. Oh, das ist ein Spieler, ein Pariauer. Ein Hochstapler. Ein ganz gefährlicher Wursche. Die arme Frau, die den mal freit! „Nebenbei möchte ich jetzt sehen.“

Er reißt ihr den Mantel und fühlt heimlich in seine Beise- talche: Nett, daß er den Zwanzigmarkschein nicht anzusehen braucht.

Jean Pauls Meinung

Jean Paul befand sich in einer Gesellschaft, in der darüber gestritten wurde, ob Geruch oder Geschmack größeren Wert habe. Man kam zu keiner Einigung.

„Ich bin der Meinung“, sagte schließlich der Dichter, „daß es doch noch besser ist, abgesehen als rüchlos zu sein.“

„Komm doch morgen Abend zu uns zum Essen.“

„Ist es eine größere Gesellschaft?“

„Nein. Nur du und ein paar anständige Menschen.“

Von der Photographie bis zum H.Q.Z.-Bild

Aus der Hexenküche des Chemigraphen

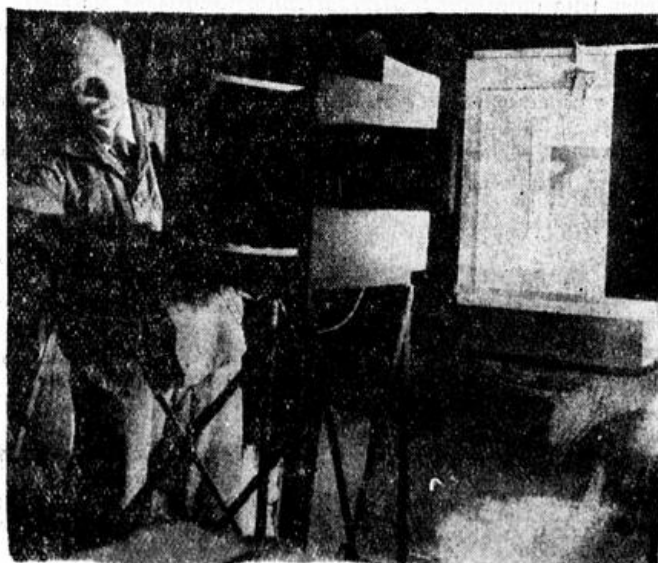
Blättert man die alten Jahressbände unserer Zeitung durch, so fällt als Unterschied gegen unsere Zeitung von heute wohl nichts mehr ins Auge, als das Fehlen des aktuellen Zeitungsbildes. Es war ein langer Weg, bis es einmal möglich war, das Zeitgeschehen nicht nur im Wort sondern auch im Bild in der Tageszeitung naturgetreu zu reproduzieren und erst der Erfindung der beiden Deutschen Ernst



1. Bei der photographischen Aufnahme

Moffts und Dr. Mertens im Jahre 1904 ist es zu danken, daß dies ermöglicht wurde. Und heute vermischen wir bereits etwas, wenn einmal an einem Tage die Bilder fehlen.

Wenn wir heute einmal gemeinsam einen Besuch in der Dunkelkammer der H.Q.Z., dem Reich der Chemigraphen



2. Das Originalbild wird mit dem Reproduktionsapparat photographiert.

machen, so wird damit gleichzeitig die Frage beantwortet, die uns so oft schon gestellt wurde: „Wie so nun eigentlich das Bild in die Zeitung?“ Ueber die Aufnahme selbst braucht man wohl kaum etwas zu sagen und auch nicht über die Bildberichterstattung, die bei allen Ereignissen immer vorne sind mit ihren Knapfskaffen.



3. Die Behandlung der Negativplatte, auf der das Originalbild in Punkte zerlegt erscheint.

Die H.Q.Z.-Bilder werden zum größten Teil von der Aufnahme bis zum fertigen Klischee in eigener Regie hergestellt und dadurch ist es möglich, daß erforderlichenfalls bereits eine halbe Stunde nach der Aufnahme das fertige Bild vorliegt und daß dieses Bild nach zwei Stunden bereits in der Zeitung erscheinen kann.



4. Die Zinkplatte wird mit lichtempfindlichem Leim im Schein von gelbem Licht vorbereitet.

Nach der Fertigstellung der Originalphotographie wird diese vom Chemigraphen übernommen, der sie zuerst einmal daraufhin untersucht, ob sie auch für die Reproduktion in allen Teilen geeignet ist, und oft bedarf es einer eingehenden Nachbehandlung mit dem Retuschierpinsel, bis die erforderlichen Kontraste vorhanden sind, die das Bild erst wirksam für den Zeitungsdruck machen.

Bevor wir nun den Chemigraphen mit seinem ersten Arbeitsgang, der Herstellung der Reproduktionsaufnahme beginnen lassen, wollen wir einmal so ein Zeitungsbild eingehend betrachten. Man kann dies mit einer Lupe tun, wir haben aber auch einen Ausschnitt aus einem unserer Bilder so stark vergrößert, daß seine Zusammensetzung deutlich zu erkennen ist. Da erkennt man denn, daß sich das Bild aus vielen quadratischen Punkten zusammensetzt, die bald größer, bald kleiner sind. Stehen viele große schwarze Punkte zusammen, so erscheint die Fläche schwarz, sind die Punkte klein und fast spitz, so erscheint sie hell. Und aus der Zusammensetzung dieser Punkte in den verschiedensten Größen entsteht dann die Bildwirkung mit den verschiedenen hellen und dunklen Tönen.

Es gilt also nun zuerst das Originalbild, das glatt und flächig ist, in diese Bildpunkte zu zerlegen, und zu diesem Zweck wird vor die photographische Platte des Reproduktionsapparates eine „Kalterplatte“ eingelegt, die durch senkrechte und waagerechte Linien in kleine Quadrate eingeteilt ist. Für das gewöhnliche Zeitungsbild sind es gewöhnlich je 25 Linien hoch und quer auf jedem Quadratcentimeter, so daß also 625 kleine Quadrate je Quadratcentimeter vorhanden sind. Bei dieser Aufnahme läßt sich das Originalbild zu dem für die Zeitung erforderlichen Ausmaß vergrößern oder verkleinern. Zwei Lampen von je 1500 Watt geben das erforderliche Licht. Das Bild fällt bei der Belichtung durch die Kalterplatte wie durch ein „Lichtsieb“ auf die eigentliche Aufnahmeplatte, die dann entwickelt, fixiert und gewässert wird. Wenn die Gelatineschicht der Platte trocken ist, kann es ans Kopieren gehen.

Hierbei gilt es nun, ein Abbild der Platte auf eine Zinkplatte zu bringen, die dann durch entsprechende Behandlung zum fertigen Klischee wird. Von einer großen, spiegelblank polierten Zinkplatte schneidet der Chemigraph ein entsprechend großes Stück ab und überzieht dieses nach sorgfältigem Abschleifen mit Vimspulver mit einer lichtempfindlichen Leimschicht, die dann durch den Schleuderapparat gleichmäßig verteilt und getrocknet wird. So ist also eine lichtempfindliche Platte entstanden und wie bei den Kopien auf Papier wird hierauf die Negativplatte, Schichtseite auf Schichtseite, gelegt und dem Licht einer 1500 Wattlampe ausgesetzt.

Durch diese Belichtung geht nun auf der Leimschicht der Zinkplatte ein Härtingsprozeß vor. Das Licht fällt durch die verschieden hellen Punkte der Negativplatte auf die Leimschicht der Zinkplatte, der Leim wird an den Stellen, wo das Licht Durchlaß gefunden hat gehärtet, während er an den übrigen Stellen weich und im Wasser löslich bleibt. Durch einfaches Abbrauen wird die Zinkplatte dann „entwickelt“, die weichen Stellen lösen sich und die durch das Licht gehärteten bleiben als Punkte stehen. Durch Färbung der Zinkplatte mit einer Violett-Tinte wird das Bild sichtbar gemacht, das jetzt in violetter Form erscheint. Bevor es nun an das Ätzen der Platte geht, muß die Leimschicht noch im heißen Ofen oder über einer harten Flamme „eingebraunt“, „emalliert“ werden, da sonst der Leim gegenüber der Ätzsäure keinen Widerstand besitzen würde.

Noch immer ist das Bild flach, und es gilt nun, die Zinkplatte zu äßen, sie plastisch zu machen, damit später beim Druck

die Farbwalze nur die hochliegenden Punkte schwärzen kann. Das Zinkbild wird in eine Säurelösung gelegt, und diese Säure frisst sich nun da, wo der Leim bei der Entwicklung mehr oder weniger fortgeschwunden ist, in die Zinkplatte ein, während sie dem Leim nichts anhaben kann. Dieser Vorgang erfordert wieder die ganze Sorgfalt und Kunst des Chemigraphen und er muß genau mit der Lupe darauf achten, daß dieser Ätzevorgang nicht zu früh unterbrochen oder nicht zu lange ausgebeht wird, damit die stehenbleibenden Punkte die erforderliche Stärke behalten. Erst nach verschiedenen Behandlungen, wobei Asphalt, Asphalttaub, Benzin und Sägespäne eine Rolle spielen, ist das Bild soweit, daß ein Probeabzug auf der Ätzwalze gemacht werden kann. Dann geht das fertige Klischee zum Metteur, der die Zeitungssseite zusammenbaut und zur Stereotypie, wo die flache Zeitungssseite zur halbrunden Form, die auf die Walze der Rotationsmaschine paßt, verarbeitet wird.

Der ganze Prozeß der „Autotypie“, wie der Fachmann dieses Verfahren der Herstellung des Klischees für den Hochdruck nennt, hat unzählige Tüden. Es bedarf der ganzen Aufmerksamkeit des Chemigraphen, von der Aufnahme durch die Kalterplatte an bis zum Ätzen, um auch den allerfeinsten Fehler zu vermeiden und so die Qualität des Bildes zu mindern. Die Belichtungszeit, das Entwickeln und Behandeln der Negativplatte, die Vorbereitung der Zinkplatte, das Kopieren, Einbrennen, Ätzen, jeder einzelne der vielen Arbeitsvorgänge läßt eine ganze Reihe von Fehlern zu, die oft durch einen geringen Temperaturunterschied oder sonst eine Kleinigkeit entstehen können. Und nicht immer ist Zeit vorhanden, um ein Klischee neu anzufertigen, so daß es sich nicht immer vermeiden läßt, daß ein Bild einmal nicht so gut ausfällt wie das andere.

Es mutet an wie in einer modernen Hexenküche, wenn man dem Chemigraphen bei der Arbeit zusieht, wie er bald bei rotem, bald bei gelbem Licht, bald im grellen Schein von 3000 Watt sein Handwerk ausübt und man erkennt, mit welcher Sorgfalt und Liebe er dabei ist und wie es ihm tagtäglich wieder aufs Neue Freude macht, wenn ein Bild besonders gut gelungen ist. Und wenn heute unter jedem Bild der Urheber vermerkt sein muß, so sollte man dabei auch ab und zu einmal des unbekannten



5. Der letzte Arbeitsgang, das Ätzen.

Chemigraphen gedenken, der mit seiner Geschicklichkeit erst die technischen Voraussetzungen zur Wiedergabe des Bildes in der Zeitung erfüllt. Text und Photos B. Pfeifer



Ein stark vergrößerter Ausschnitt aus dem ersten Bild, wobei die Zusammensetzung deutlich zu erkennen ist. Hält man das Bild etwa 20 Zentimeter von den Augen entfernt, so erkennt man nur Punkte, entfernt man es langsam bis auf Armweite vom Auge, so gewinnt man wieder den Eindruck des Bildes.

Seppel bummelt nach Afrika

Erlebnisse eines Weltfahrers
Von Josef Popfinga

5. Folge und Schluß.

Die Dschungel ruft!

Lange war ich allein durch das Nigergebiet getrippelt. Kurz vor Zolotto traf ich drei Mohammedaner, denen ich mich anschloß. Ich dachte mir, daß es doch besser sei, im Innern des Landes nicht allein zu reisen. Dieses Gebiet ist sehr einsam; tagelang trifft man keine Siedlung an. Die drei Muselmänner wollten in Französisch-Kongo Waren einkaufen, und da mein vorläufiges Ziel auch der Kongo war, ging ich mit ihnen.

Wieder waren wir schon Tage unterwegs, ohne eine Ortschaft gesehen zu haben. Meine Begleiter wurden sehr unfreundlich; ich sah es ihnen an, daß ich ihnen als Reiseführer nicht recht paßte. Wahrscheinlich war ich ihnen zu arm. Ich entschloß mich daher, bei einer passenden Gelegenheit abzuhauen und hoffte, allein auch durchzukommen.

Am Fluße Gouber verschwand ich plötzlich abends, marschierte noch etwa zwei Stunden in südlicher Richtung und stieg dann auf einen Baum, um zu schlafen.

Mit einem Riemen schnallte ich mich an mein Bett fest, um nicht während des Schlafens herunterzufallen.

Infolge des langen Marsches war ich sehr müde und sank daher bald in einen tiefen Schlummer. Das Schreien der wilden Tiere weckte mich manchmal auf. Die Löwen brüllten unheimlich. War dieser Lärm auch nicht gerade lustig, so hatte ich doch nicht im geringsten Furcht, denn oben auf dem Baum konnte mir nicht so leicht etwas passieren.

Bei Sonnenaufgang setzte ich meine Reise fort, vor mir lag eine endlose Ebene. Der ganze Reichtum der tropischen Vegetation entfaltete sich da und erfreute mein Auge. Es ist unmöglich, diese feurig blühenden Blumen, die majestätischen Palmen, die seltensten Früchte und die fremdartigsten Gewächse, die bunten Vögel und die stillen Schmetterlinge und all die anderen seltenen Erscheinungen auch nur annähernd zu beschreiben.

Den ganzen Tag marschierte ich, ohne einen Menschen anzutreffen. Flüsse und Bäche zwangen mich, von der geraden Südrichtung abzuweichen, und des öfteren mußte ich unübersteigbare Hindernisse umgehen, so daß ich schließlich nur mehr blindlings umherirrte. Tagsüber wanderte ich durch die herrliche Gegend und nachts schlief ich in gewohnter Weise auf den Bäumen.

Am fünften Tage erreichte ich eine Gebirgskette, die ich mutig in Angriff nahm und in gerader Richtung zu überqueren gedachte.

In Afrika sind nicht immer die wilden Tiere die schlimmsten Feinde der Reisenden, sondern, wie anderswo auch, die Menschen. Gegen jeden Fremden und selbst gegen ihre eigenen Stammesangehörigen sind sie oft von einem grenzenlosen Mißtrauen erfüllt. Manche glauben sogar, ein gutes Werk zu tun, wenn sie einen Fremden aus dem Wege räumen.

Vor Anbruch der Nacht packte ich eine große Müdigkeit, und ich legte mich, nachdem ich ein Feuer gemacht hatte, auf den Boden schlafen. Bald fielen mir die Augen zu, und ich versank in tiefen Schlummer. Wieder setzte das Heulen, Brüllen und Schreien der wilden Tiere ein, jedoch viel stärker als am Vortage. Erschrocken fuhr ich auf und fleg, da das Feuer ausgegangen war, auf einen Baum und hielt mich im dichten Blätterwerk verborgen.

Am Morgen setzte ich meinen Marsch durch das Gebirge wieder fort; wie ein verwirrtes Lamm schweifste ich auf den Höhen und in den Schluchten umher.

Sehr häufig begegnete mir wilde Tiere, und ich mußte stets fürchten, von ihnen angefallen und zerissen zu werden.

Glücklicherweise hatte ich aber meinen Revolver bei der Hand, und ein Schreckschuß aus ihm tat immer seine Wirkung.

Das Gebirge wimmelte von Löwen, Leoparden, Hyänen, Schimpansen und vielen kleinen Affen. Während der Nacht können diese Tiere nur durch Feuer verschreckt werden.

Getrocknete Wurst, Fleisch, Fische, Konserven, Sardinen, Zwieback, Datteln, Mandeln und Regerbrot dienten mir als Nahrung. Wassernot hatte ich bisher noch keine. Die Sonne brannte jedoch sehr heiß hernieder.

Nach ein paar Tagen mühsamen Marsches stieß ich zu meiner Freude und zu meinem nicht geringen Erstaunen auf einen gebahnten Weg, der von Westen nach Osten führte. Stehenbleibend überlegte ich, soll ich nach rechts oder links gehen? Ich entschloß mich, nach Westen zu wandern, in der Hoffnung, auf die Karawanenstraße zwischen dem Niger und Bornu, dem Zentrum des afrikanischen Handels, zu stoßen.

Ohne einem Menschen zu begegnen, setzte ich meine Wanderung zwei Tage lang fort. Lediglich Tiere umtreiften mich hin und wieder, ohne mich jedoch anzugreifen. Aber immer war noch nichts von menschlichen Siedlungen zu sehen. Mein sehnlichster Wunsch war, jemand zu treffen. Mein Wunsch ging nun zwar in Erfüllung, aber ich hatte auf diese Begegnung gerne verzichtet, denn sie fiel anders aus, als ich sie mir geträumt hatte.

Gegen Mittag, es herrschte eine fast unerträgliche Hitze, befand ich mich plötzlich zehn Arabern gegenüber, die mich anhielten und mir ein „Salem“ zuriefen. Ich erwiderte „Meikum“ und fragte gleich: „On parle français?“ — „Non“, lautete die Antwort. „Ich verstehe etwas arabisch; aber wenn Sie französisch könnten, möchte ich Sie fragen, wo ich mich befinde?“ sagte ich wieder.

Ein sehr großer Muselman sprang vom Pferde und

trat, ohne ein Wort zu sagen, auf mich zu und packte mich am Hemdtrager. Ich konnte zwar noch einen Schreckschuß abgeben, aber

im nächsten Augenblick bekam ich schon einen Schlag auf den Kopf, daß ich zusammenknickte und liegenblieb.

Als ich gegen Abend wieder langsam zu mir kam, mußte ich feststellen, daß ich ganz nackt war. Die Brüder hatten mich nach allen Regeln der Kunst ausgeplündert. Wahrscheinlich hatten sie mich für tot gehalten, denn sonst hätten sie mir sicher noch ein paar auf den Kopf gegeben, oder mir einige niedliche Löcher in meinen schönen Körper geschossen.

Mein Rucksack lag zwar noch am Boden, doch meine Lebensmittel, Hemden, Hose, Notizbücher, Feldstecher, Photoapparat und kleine Reisegegenstände waren weg. Den Reisepaß und ein paar sonstige Ausweise hatte ich im äußeren Taschchen vom Rucksack verstaubt, und dies fiel nicht auf, sonst hätten die Vurfschen diese Dokumente auch noch mitgenommen. Mein schönes Weltreisebuch tat mir am meisten leid.

Jetzt geriet ich den Rucksack und band mir die Füße maulerisch um meinen nackten Körper. Wenn keine Hilfe kam, dann mußte ich verschmachten. Es wuchsen hier wohl Früchte in Mengen, aber ich kannte sie nicht und wußte auch nicht, ob sie genießbar seien.

Betrübten Herzens ging ich weiter, bis es ganz dunkel wurde. Die Nacht verbrachte ich wieder auf einem Baum, an Schlaf war bei meiner ungewissen und trostlosen Lage nicht zu denken.

Morgens ging die Reise weiter, meine nackten Füße wurden auf dem steinigen Boden bald wund. Ich dachte immer nach, wie ich meine Lage verbessern könnte. Die Sonnenstrahlen brannten so furchtbar auf meinen Körper, daß es schon nicht mehr schön war. Dazu kam noch, daß die gierigen Moskitos in Scharen über mich herfielen und mir das Blut abzapften. Nirgends fand ich etwas, um meinen rebellierenden Magen zu füttern, noch Wasser, um meinen quälenden Durst zu stillen. Meine Kräfte schwanden bedenklich, und nur mit Mühe konnte ich mich vorwärtschleppen.

Am Morgen des dritten Tages war ich kaum mehr imstande, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Der Hunger trieb mich dazu, von einem am Wege stehenden Baum dessen feigenähnliche Früchte herunterzuholen und diese zu essen. Sie schmeckten mir aber schlecht bekommen. Plötzlich fühlte ich in meinen Eingeweiden einen brennenden Schmerz, ich warf mich schreiend zu Boden und trümmte mich in den unbeschreiblichsten Qualen.

BLICK IN DIE WELT

Tränen machen schön.

Ein merkwürdiges Schönheitsmittel befürwortet ein amerikanischer Kosmetiker, Dr. Shuttlesworth. Er behauptet, im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht, daß Tränen die Frau verschöneren, da die Muskelbewegung des Weinsens und die Zusammensetzung der Tränenflüssigkeit einen günstigen Einfluß auf die Haut habe. Die amerikanischen Ehemänner haben nichts zu lachen: sie werden vielleicht nun all die tränentreibenden Szenen, die die Frauen aus Angst um ihre Schönheit bisher nicht gemacht haben, nachträglich erleben.

Die Stadt im Salz.

Es gibt am Neckar eine Scherzfrage: Welche Stadt hält sich am besten? Und die Antwort lautet: Heilbrunn, denn es liegt in Salz. Und wirklich, wenn es danach ginge, müßte Heilbrunn für mehrere tausend Jahre noch zu bestehen haben, denn 180 Millionen Tonnen Salz sind im Besitz dieser Stadt, die über ein Salzfeld von 22 Millionen Quadratmetern Ausdehnung und 40 Meter Tiefe verfügt. Baur man das Salz im gleichen Umfang wie bisher ab, so würde man damit noch 3000 Jahre reichen. Würde man das bisher abgebaute Salz zu einem Würfel kristallisieren lassen, so ergäbe das einen Kubus von 173 Meter Kantenlänge, und nähme man sich vor, diese Menge mit einem Eisenbahntransport wegzuführen zu lassen, so müßten 550 000 Waggons zur Verfügung stehen, die in ihrer Gesamtlänge allerdings vom Nordpol bis Berlin reichen würden. . .

Eifersucht nimmt zu . . .

Wenn man glaubt, daß in einem Zeitalter der Sachlichkeit eine so unberrschte Leidenschaft wie die Eifersucht zurückginge, so irrt man sich. In Frankreich, dem klassischen Land der Eifersuchtsdelikte, ist eine merkwürdige Erscheinung zu beobachten. Gegenüber dem Jahre 1928 hat die Zahl der Straftaten, die aus Eifersucht begangen wurden — vor allem Mord, Totschlag, Körperverletzungen —, um 10 Prozent zugenommen, während man in der Zeit der schlimmsten Wirtschaftskrise eine Abnahme bis zu 50 Prozent feststellen konnte.

Ein blinder Passagier verlor die Sehkraft.

Beamte der Bahnpolizei, die auf dem Gare de Lyon in Paris einige Güterwagen kontrollierten, entdeckten auf der Achse eines Wagens einen Araber, der die Reise von Marseille nach Paris als blinder Passagier gemacht hatte. Als man ihn aus seinem Versteck hervorjagte, brach er vor Erschöpfung völlig ermattet zusammen. Bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus stellte sich heraus, daß ihm so viel Koblenstaub in die Augen gedrungen war, daß seine Sehkraft nicht mehr zu retten ist.

Todesstrafe gegen Raubgast.

Die angebotene Verschärfung des Kampfes gegen Raubgast in China wurde von verschiedenen Städten mit aller Energie aufgenommen: In einem Monat verhaftete man in Peking samt Provinz 34 Personen, die sich

Den ganzen Tag ging ich nun in diesem Zustand weiter.

Es war mir schließlich nicht mehr möglich, auf einen Baum zu steigen, ich blieb am Boden liegen.

Allmählich begann ich, mich vor der hereinbrechenden Nacht zu fürchten, vor den wilden Tieren, die da ihre Schlupfwinkel verlassen und auf Nahrungssuche gehen.

Kurz vor hereinbrechender Dunkelheit sah ich in der Ferne eine dicke Staubwolke, die immer näher kam. Bald waren Menschen und Tiere zu erkennen. Ein Hoffnungs-schimmer leuchtete mir, und mein Herz schlug wieder höher. Hätte ich mich bewegen können, so wäre ich aufgesprungen und den Leuten entgegengeeilt, so aber konnte ich kein Glied rühren, geschweige denn den Ort verlassen. Ich konnte bald unterscheiden, daß Reger schreiend neben ihren Kamelen einherliefen.

Auf Karawanenstraßen ist es nichts Seltenes, daß Menschen ermattet liegenbleiben und elend verschmachten. Es gibt Wege, die mit menschlichen Geleichen förmlich gezeichnet sind. Die Kamelen schreiten darüber hinweg, zermalmen die gebörnten Knochen mit ihren Füßen zu Staub, den der Wind dann in alle Richtungen zerstreut.

Ein kaffischer Reger, der Führer der Karawane, fleg vom Pferde,

trat zu mir her und fragte mich in einem Gemisch von französischer und englischer Sprache nach meinem Ergehen. Ich erzählte ihm kurz mein Mißgeschick. Die anderen Reger betrachteten mich verwundert wegen meiner Hautfarbe, die durch den Sonnenbrand ganz rötlich geworden war. Stellenweise hing mir die Haut in Fetzen weg.

Walben Tasfay, so hieß mein Retter, wie ich später von ihm erfuhr, befahl seinen Dienern, mich zu reinigen, mir Essen zu geben und mich auf ein Kamel zu heben. Auf einem aus Säcken und Paketen gebildeten Lager konnte ich mich ganz nett einbetten, und da ich schon lange kein Bett mehr gesehen hatte, fühlte ich mich hier oben wie im Paradies, und bald lag ich in einem wohlthätigen Schlummer.

Die Karawane marschierte auch des Nachts weiter, jeder Reger trug eine Fackel, die ihm leuchtete und die zugleich zum Schutz gegen die wilden Tiere diente. Am anderen Tage erfuhr ich von Walben Tasfay, daß die Karawane tagsüber wegen der großen Hitze nicht reise.

Von meinem Retter erhielt ich auch noch Kleidung, er kaffierte mich wieder fein aus, und bequem und schnell kam ich mit der Karawane an die Küste. Beim Abschied schenkte mir der schwarze Mann sogar noch etwas Geld, und ich war wieder in einem Glückszustand, der mich die vergangenen schweren Tage reißlos vergessen ließ.

des Raubgasthandels oder -genusses schuldig gemacht hatten. Sie wurden sämtlich hingerichtet. Man rechnet in Peking mit 70 000 Raubgasttötungen. Zwangsweise werden sie, soweit man ihrer habhaft werden kann, in ärztlich geleiteten Sanatorien von ihrer Sucht entwöhnt. Werden sie rückfällig, droht ihnen ebenfalls die Todesstrafe.

Goethe und Friederike.

Der englische Goetheforscher Lewes kam nach Selenheim, um sich den Ort zu betrachten, der für Goethes Liebesleben von hoher Bedeutung war, und außerdem hatte er gehört, daß hier noch ein altes Weibchen wohnte, das den großen Dichter noch gekannt hatte; es war also in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Zu diesem alten Frauchen begab sich der Goethebiograph und erkundigte sich nach Friederike Brion, dem Pfarrertochterlein von Selenheim. Die Alte meinte: „Ja, ja, der Herr Goethe kam fast jeden Abend von Straßburg her herübergeritten zum Fräulein Friederike; eines Tages aber kam er nicht mehr, und seitdem hat man nicht das geringste mehr von ihm gehört!“

Der größte Frauenklub.

Den Rekord des größten Frauenklubs dürfte wohl New York aufweisen. Dieser Klub besitzt 4300 Mitglieder, die sich alle in guter Stellung befinden müssen. Diese letzte Eigenschaft ist Voraussetzung, da sonst der sehr luxuriös geführte Klub mit seinem prunkvollen Haus und seinen teuren Veranstaltungen nicht bestehen könnte. Das Haus besitzt 24 Stockwerke, hat ausschließlich weibliche Bedienung, hat ein eigenes Theater, ein eigenes Restaurant, zahlreiche Bäder, ein Schwimmbad, viele Ein- und Zweizimmerwohnungen. In der Tanzdielen dürfen Männer erscheinen, wenn sie einen Passierschein haben, den die Leiterin des Klubhauses, Miß Anne Morgan, die Schwester des Multimillionärs, selbst ausstellt und prüft.

Künstler sollen verdienen . . .

68 Millionen Mark wurden von Präsident Roosevelt bewilligt, um der notleidenden Künstlerchaft der Vereinigten Staaten für einige Monate Verdienst zu beschaffen. Mehr als 30 000 Maler, Musiker, Schriftsteller, Sänger und Schauspieler sollen mit Aufträgen bedacht werden. Es wird so vorgegangen werden, daß jeder der Künstler auf ungefähr sechs Monate mit einem Einkommen von 200 Mark rechnen kann.

Unnütze Hände . . .

In Belgien wurde eine Ausstellung angefertigt, aus der hervorgeht, welchen Schaden die Menschen anrichten, die es nicht lassen können, ihren Namen und andere Inschriften auf Denkmälern, Aussichtstürmen, Parkbänken usw. anzubringen. Dabei hat sich herausgestellt, daß der von solchen Schmierfinken angerichtete Schaden im Jahre nicht weniger als 2 450 000 Franken beträgt — wenn jede Kricket bestraft würde. Daraufhin wurden scharfe Maßnahmen gegen solche Übeltäter verhängt.

Kam

Um

Weltkam
modernen S
die Sportber
ren, wie es
mit größeren
eine niedrige
lieft von der
vier 500 f
trotzdem wur
scheidung w
einen Vor
obwohl er an
Kopfschütteln

Im a l t
facher. Und
dem antiken
gerbestimmu
schüttelnd vo
Zeitungem m
Siegerlisten.
Was an S
tells verloren
bern, Dichter
über den Sp
Fachausdrück
malige Zeit
Sportkennern.
Weltkämpfe
noch V a n d
leistung als
geben. Im s

der Griechen
eine Gerade v
der Lauf über
Bahn u a
sie heute beim
am Start wo
durch Posten

über ein Sta
ermittelt, die
Im V o r l a
in der Regel
können berück
und Säfen aus
wenn sie wie
diese Erzählun
der fagenhafte
Drahtseile de
streckenlauf d
wurden, trun
Entscheidun
dion (Dianalos
Kilometer) ur
als letzter M
als letzter M
N ü t t u n g
Anstrengung.
dies als eine
man sich, nach
auch den Helm
Bewaffnung i
vorgeschrieben
25 gleiche Sch
denen der oph

wurden bei de
Kampfes gewer
Hochsprung n
Anlauf wurde
ger als heute.
im fächeren S
abdruck im S
gen Bafenbild
Erzurngweite
einen Strich
darauf an, we
zerbrechen hat
wie die ung
weiten zu
Phaylos einen
zu, und fast d
ferner die Gel
führer wurden
schlich für m
selbst der phan
lich mit 8.13
Andere glaubt
schließen zu m
diese Vermutu
wendung von

Kampfrichter in Hellas

Um den olympischen



Delzweig

Von den Spielen
der Griechen im
Altertum

Wettkampfbestimmungen und Siegerermittlung bilden im modernen Sport eine Wissenschaft für sich. Wenn der Laie die Sportberichte durchblättert, weiß er sich oft nicht zu erklären, wie es zugeht, daß beispielsweise ein Stilspringer mit größeren Sprungweiten doch nicht Sieger wird, weil er eine niedrigere Platznummer als sein Gegner erhalten hat. Er liest von den Olympischen Spielen in Los Angeles, daß vier Hochspringer die Höhe von 1,97 Meter überwandten, trotzdem wurde der eine Erster, der andere Vierte. Die Entscheidung war durch „Stechen“ gefallen. Er hört von dem einen Boxkampf, daß einer Sieger nach Punkten wurde, obwohl er am Ende des Kampfes am Rande des „K.O.“ stand. Kopfscütteln legt er die Zeitung beiseite.

Im alten Hellas waren die Kampfgesetze viel einfacher. Und doch steht heute selbst der Sportkenner, der aus dem antiken Schrifttum etwas über die Regeln und die Siegerbestimmung der Alten erfahren will, oft genau so kopfschüttelnd vor den spärlichen Ueberlieferungen. Es gab keine Zeitungen mit ausführlichem Sportteil, man hatte nur die Siegerlisten, in die die Olympioniken eingetragen wurden. Was an Sportliteratur vorhanden war, ist größtenteils verloren gegangen. Wenn wir bei den Geschichtsschreibern, Dichtern, Philosophen und Ärzten hier und dort etwas über den Sport geschrieben finden, straucheln wir meist über Fachausdrücke, die wir uns nicht zu erklären wissen. Die damalige Zeit verstand sie; es war eben jeder Grieche ein Sportkenner. Wesentlich bei der Betrachtung der hellenischen Wettkämpfe ist die Tatsache, daß man weder Stoppuhr noch Bandmaß kannte, Geräte, die heute der Siegerleistung als objektive Wertmesser eine besondere Bedeutung geben. Im Altertum gab es nur Sieger und Besiegte.

Die Laufbahn

der Griechen war nicht wie heute eine Rundstrecke, sondern eine Gerade von der Länge eines Stadions (192 Meter). (Hing der Lauf über mehrere Stadien, so mußte man am Ende der Bahn um eine Säule wenden. Abgesteckte Bahnen, wie sie heute beim Kurzstreckenlauf üblich sind, gab es nicht. Nur am Start waren die einzelnen Plätze, die ausgelost wurden, durch Pfosten im Abstand von 1,5 Meter getrennt. Beim

Lauf

über ein Stadion wurden zunächst in Vorläufen die Besten ermittelt, die dann im Endlauf um die Entscheidung kämpften. Im Vorlauf starteten meist vier Läufer, im Endlauf in der Regel acht. Wundermärchen erzählte man von dem können berühmter Läufer, die es an Schnelligkeit mit Pferden und Hais aufnehmen und im Sande keine Spur hinterließen, wenn sie wie im Fluge die Laufbahn durchflogen. Wir müssen diese Erzählungen so werten, wie etwa heute die Berichte von der sagenhaften Schußkraft berühmter Fußballspieler, die die Drahtmaske der Tore durchschießen. Während also im Kurzstreckenlauf die Endlaufteilnehmer erst in Vorläufen ermittelt wurden, trug man die übrigen Laufwettkämpfe gleich als Entscheidung aus. Es waren dies der Lauf über zwei Stadien (Dianulos), der Dolichos (Langstrecke über 1,5 bis 4,4 Kilometer) und der Wassenlauf. Der Wassenlauf, der als letzter Wettkampf den glanzvollen Abschluß der olympischen Tage bildete, mußte ursprünglich in voller Rüstung ausgetragen werden. Das war eine gewaltige Anstrengung, denn ein Lauf über rund 400 Meter gilt ohnehin als eine der schwierigsten Rennstrecken. So entschloß man sich, nach und nach erst Speer und Keulenschleuder, dann auch den Helm fortlassen zu lassen. Der schließlich als einzige Bewaffnung übrigbleibende Schild war ein Rundschild von vorgeschriebenem Umfang und Gewicht. In Olympia lagen 25 gleiche Schilde im Zeus-Tempel aufbewahrt, mit denen der olympische Wassenlauf ausgetragen wurde.

Sprung- und Wurfbewerbe

wurden bei den Olympischen Spielen nur innerhalb des Fünfkampfes gewertet. An Sprungwettkämpfen gab es weder Hochsprung noch Stabhochsprung. Einzig ein Weitsprung mit Auslauf wurde ausgetragen. Die Regeln waren hierbei strenger als heute. Es konnten nur Sprünge gewertet werden, die im sicheren Stand endeten und einen einwandfreien Fußabdruck im Sand hinterließen. Meistens, die man auf einigen Bodenbildern zu erkennen glaubte, gab es nicht. Die Sprungweite wurde einfach am hintersten Fußabdruck durch einen Strich am Boden gekennzeichnet. Es kam eben nur darauf an, weiter als der Gegner zu springen. Manches Kopfschütteln hat es den Forschern des antiken Sportes gemacht, wie die unglaublichen überlieferten Sprungweiten zu erklären seien. Ein Epigramm schreibt dem Phaylos einen Rekordsprung von etwa 16,50 Mtr. zu, und fast die gleiche Weite soll Chionis erzielt haben. Je ferner die Gelehrten dem praktischen Sport standen, desto kühner wurden diese Zahlen geäußert. Manche hielten es tatsächlich für möglich, solche Sprungweiten zu erreichen. Aber selbst der phantastische Weltrekord, der der Reger Owens kürzlich mit 8,13 Meter aufstellte, ist nicht einmal halb so weit. Andere glaubten, auf einen Dreisprung oder Tiefweitsprung schließen zu müssen, aber keine Nachricht des Altertums stützt diese Vermutungen. Schließlich glaubte man, daß die Verwendung von Sprunggewichten diese Leistungen er-

möglicht hätte. Doch haben die Hanteln, die man beim Weitsprung in den Händen trug, den Sprung eher nachteilig als günstig beeinflusst. Diese Sprunggewichte (Halteren) hatten eine Schwere von 2 bis 4,5 Kg. und verschiedene Formen. Ob im Wettkampf Gewicht und Form der Halteren vorgeschrieben waren, ist unbekannt. Man kann annehmen, daß dem Wettkämpfer drei Sprünge gestattet waren. Doch kommt man zu der Vermutung, daß die erwähnten Sprungweiten die Summe dreier Sprünge bedeuten. Das ergäbe eine durchschnittliche Sprungweite von 5,50 Meter, eine in Anbetracht der Halteren recht gute Leistung.

Wurfgeräte waren Diskus und Speer,

die in der Form etwa den heute üblichen entsprachen. Den Diskus schleuderte man nicht aus einem Kreis, sondern von einer erhöhten Wurfstelle. Die erzielten Wurflängen wurden da, wo die Scheibe auf den Boden auftrat, durch einen



Pfost gekennzeichnet. In Olympia wurden zum Diskuswurf drei Scheiben gleichen Gewichts verwendet, die in einem der Schahhäuser verwahrt wurden. Als Einzelwettkampf fand der Diskuswurf, der übrigens im Gegensatz zu heute zu den schwerathletischen Übungen rechnete, ebenso wenig wie das Speerwerfen statt. Hier ist von den Vorschriften nur bekannt, daß übergetretene Würfe ungültig waren. Dem Teilnehmer standen in den Wurfbewerben wahrscheinlich drei Würfe zu.

Der Ringkampf

war eine der wichtigsten Übungen des olympischen Programms. Er war sowohl Einzelkonkurrenz als auch Bestandteil des Fünfkampfes, in dem er als letzte Übung die Entscheidung herbeiführte. Mit dem heutigen sogenannten „griechisch-römischen“ Stil hatte der Ringkampf im Altertum wenig gemein. Die Regeln ließen dem Kämpfer sehr viel mehr Spielraum. Aber wenn auch zum Beispiel Bein stellen, Würgen und Umknicken der Finger erlaubt waren, so war es doch keineswegs eine regellose Kauererei. Es bestanden strenge Wettkampfschriften und Regelverstöße wurden schwer bestraft. Die Bestimmungen schrieben vor, daß der Gegner dreimal zu Boden geworfen werden mußte, es konnte also bis zu fünf Gängen kommen. Als „geworfen“ galt, wer mit irgend einem Körperteil, Rücken, Schultern oder Knien den Boden berührte. In späterer Zeit gab es außer diesem Standringen auch den Ringkampf am Boden, bei dem der Gegner auf beide Schultern gedrückt werden mußte. Die Ringkämpfer wurden durch das Los bestimmt. Bei ungerader Zahl der Teilnehmer zog einer ein freies Los. Wer dieses Glück hatte, war den Mitkämpfern gegenüber außerordentlich im Vorteil. Denn schon in den Ausscheidungskunden waren drei Niederwürfe zum Sieg erforderlich. Wer so als „Ephedros“ („der daneben sitzt“) kampfflos eine Runde weiter vorgedrückt war, wurde, wenn ihm der Endsieg zufiel, ausdrücklich als „Ephedros-Sieger“ bezeichnet. Das nahm dem Sieg etwas von seinem Glanze.

Der Faustkampf

hatte einfache Regeln. Es gab weder einen festumspannten Ring noch zeitlich begrenzte Runden mit eingeschobenen Pausen, weder Gewichtsklassen noch Punktschiedsrichter. Es wurde bis zur Entscheidung gekämpft, die entweder durch Niederschlag, Kampfabbruch des Schiedsrichters oder freiwillige Aufgabe eines Gegners fiel. Als Zeichen zur Aufgabe galt das Heben des Zeigefingers. Die Schläge waren vorwiegend gegen den Kopf gerichtet. Klammern war verboten. Kampfpausen wurden nur bei Erschöpfung beider Gegner eingelegt. Der Vorhandaufschlag entwickelte sich im Laufe der Zeit vom einfachen Riemengeflecht aus weichem Leder bis zu dem mit

spitzen metallenen Stacheln besetzten Schlagring (Coestus). Aber war der olympische Sport schon über die Zeit hinaus, die uns heute als vorbildlich erscheint.

Das Pankration

eine Verbindung von Ringen und Boren, war von allen Kampfsportarten die härteste. Mit allen Mitteln, die zum Erfolg führen, galt es, den Gegner kampfunfähig zu machen oder ihn zur freiwilligen Aufgabe zu zwingen. Die Kämpfe waren beim Pankration unbewehrt, man schlug mit der offenen Hand. Auch Fußtritte und Tritte in den Leib waren erlaubt; Beißsen und Augenansdrücken waren wenigstens in Olympia verboten. Viel Blut floß in diesen Kämpfen, wer aber das Unglück hatte, seinen Gegner zu töten, hatte kein Anrecht auf den Kranz. Ihm wurde der Sieg abgesprochen. Wie beim Ringen und Boren gab es Ausscheidungskunden, für die die Gegner durch das Los zusammengestellt wurden. Trat ein Gegner zum Kampf nicht an oder kam er zu spät, wurde der andere zum Sieger erklärt, er gewann „akonti“ (ohne Staub). Die Krönung der olympischen Übungen war

der Fünfkampf.

der aus Stadionlauf, Diskuswurf, Weitsprung, Speerwurf und Ringkampf bestand. Leider haben wir über diesen schönsten der Wettbewerbe so gut wie keine Nachrichten, die uns über die Regeln des Pentathlon, die Reihenfolge der fünf Übungen und die Art der Siegerermittlung aufklären könnten. Soviel nur wissen wir, daß der Ringkampf die letzte Übung war und daß, wer hier den Sieg errang, damit Gesamtsieger wurde. Vielleicht darf man annehmen, daß die Wettkämpfer in den ersten vier Übungen Rangnummern erhielten, die beiden am höchsten bewerteten Athleten dann zum entscheidenden Ringkampf antraten. Es ist uns überliefert, daß zum Fünfkampfsieg drei Einzelsiege erforderlich waren. Das ist wohl so aufzufassen, daß man außer im Ringkampf noch in zwei anderen Übungen besser sein mußte als sein Endkampfgegner. Denn wenn man den sämtlichen Teilnehmern in drei Übungen hätte überlegen sein müssen, wäre oftmals ein Sieger gar nicht zu ermitteln gewesen.

Wir können hier nur Vermutungen anstellen, nicht aber die Lücken ausfüllen, die das Bild des Sportes der Antike aufweist. Unersehlich ist für uns der Verlust der Kampfgesetze, die die „Nomophylakes“ (die Wächter der Gesetze) in Gewacht hielten. Hier fänden wir die Lösung aller Fragen, die wir, wenn wir über die Wettkampfbestimmungen und die Siegerermittlung bei den Hellenen sprechen, unbeantwortet lassen müssen. Denn am Hand der alten, geheiligten Gesetze unterrichteten die Nomophylakes im Jahre vor den Spielen die durch das Los bestimmten Kampfrichter (Hellandobiten) in allen Regelfragen. Zehn Monate dauerte dieser Kursus, und wenn dann die Spiele begannen, walteten die Hellandobiten in purpurnen Ehrenkleid, auf dem Gypte einen Lorbeerfranz, ihres heiligen Amtes als „Richter der Griechen“. Scharf wachten sie über den Gesetzen Olympias, deren Verletzung schwere Strafen zur Folge hatte. Denn jeder Wettkämpfer, der nach dem olympischen Kranz strebte, hatte bei Beginn der Spiele vor dem Wille des Zeus einen feierlichen Eid geleistet, die Regeln zu achten und nur mit ehrlichen Mitteln zu kämpfen, eine Zeremonie, die unsere Zeit erneuert hat.

Aus „Olympische Spiele 1936“, offizielles Organ des vorbereitenden Ausschusses.



ROMAN VON HANS SCHULZE

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung folgt.)

Ольга Дэ

10

Unpolitische Chronik

Neu, 17. November 1935

Einmal Martin mit M. Monstin

Nun, da auch der Martinstag mit allen seinen lauten und leisen Neuerungen vergangen ist, nachdem alle, die sich wieder einmal um das Gelingen der vielen Kinderfeste verdient machten, ihren schönsten Lohn aus den leuchtenden Augen der Kinder selbst genommen haben, muß man natürlich auch ein bißchen „meditieren“, damit wir es in den nächsten Jahren immer noch besser machen.

Daß wir ein wenig zu wenig Musik im Zug haben, das ist ein altes Leiden, gegen dessen Bekämpfung schon manches Jahr gekämpft wird; aber am Martinsabend ist die Musik rar, weil eben überall gelassen und getrommelt, gepfiffen und geklopft wird, und da nun jeder Stadteil und jeder Ort seine Portion Musik abhaben muß, so heißt es eben, die vorhandenen Kräfte redlich aufzuteilen; außerdem könnte man vielleicht doch noch etwas mehr tun, wenn nicht eben die Musik und ihre Begleitung ein so wesentlicher und umfangreicher Teil der Veranstaltungen wäre. Schade, daß wir in Neuß für solche Fälle keine Mundharmonika-Orchester der Schulen mit einspannen können und keine Lauten und Mandolinen, die sicher doch für solche Feste gut zu gebrauchen wären!

Besüglich der Finanzierung der Festezüge wird man sich im nächsten Jahre praktischere Wege nicht erst im Oktober-November bemühen müssen, wahrscheinlich werden sich doch die Vorbereitungen leichter und glatter ab, wenn schon nach dem Schützenfest man daran geht; daß unsere Jugend wieder die alten Martinslieder singen kann, das verdanken wir wohl den Schülern, die sich offenbar für das alte Liedgut eingegeben haben, so daß es kräftig schallt, wenn zum Singen eingegeben wird. Wunschlos ist der Chronist deswegen auf diesem Gebiete allerdings noch nicht; weitergehende Wünsche bewegen sich nicht nur in Bezug auf die Lautstärke; er ist vielmehr der Meinung, daß eine Anzahl alter Martinslieder überhaupt nicht mehr gesungen wird; ob das nun an den Musikern liegt, die diese Reize nicht mehr spielen können, oder ob diese Reize ganz verschwunden sind, das sei eine Preisfrage für die Fachleute, die man wohl im Kreise der Heimatfreunde suchen muß oder in jenem Kreis, der sich um St. Martin selbst gruppiert. Da sollen besonders enge Beziehungen zur „Schäpchen-Ga“ sein, wie man so hört, und diesen und den Heimatfreunden müßte es gelingen, auch das alte Liedgut zu bergen, ehe es Gefahr läuft, ganz verloren zu gehen. Wahrscheinlich wird es unter den alten Neußern noch manchen geben, der sowohl die Worte kennt, als auch die Melodien jammern kann.

Geran, also, an die Lampe!
Wie sehr die Jungen den Alten nachsingen, das sehen wir besonders schön am Martinstag, wenn die Fadelbanten ganz deutlich an den Kirnjesfadelzug erinnern; das ist sicher sehr erfreulich, doch sollte man andererseits diesen Eifer wieder zu einem Wettbewerbsauswaschen lassen, denn überhaupt zu sehr aufkommen lassen; denn es könnte auf diese Art etwas von dem Sinn des Festes selbst verloren gehen, vom Sinne des Martinsabends, der ja doch keine Kopie des Kirnjesfadelzuges sein soll, sondern eben ein Kinderfadelzug. Vielleicht einigen wir uns auch da, insofern, als wir jeder Schule, wenn sie Anspruch darauf macht, eine „große“ Fadelkonzeptionieren, und daß wir andererseits uns eifriger der Pflege der kleinen Fadel zuwenden, ob sie nun gekauft oder selbst geklebt wird. Natürlich liegt es dem Chronisten völlig fern, dem Martinstag neue oder andere Spielregeln zu geben; ganz im Gegenteil: es liegt ihm daran, daß der Martinstag seinen Sinn und sein Aussehen behält, daß der alte Brauch so erhalten bleibt, wie er war mit seinen Liedern, seinen Melodien, seinem ganzen Brauchtum. Der Bucheigentümer ist schon in's Radeln gekommen, und das „Käselesprengen“ ist längst zu einer Art von „Geheimkultur“ der Heimatfreunde geworden, der allerdings ein Zeremoniell bekommen hat, das geradezu grandios ist. So war es dann auch am Montag wieder, wo im „Haus am See“ (so nennen die Heimatfreunde das Stadtparkrestaurant) in einem Maße gehoppelt und gesprungen wurde, daß die Wand wackelte.

Vielleicht darf man noch eine kritische Anmerkung machen, die wir auch früher schon einmal angestellt haben; halbwillkürliche und vielwillkürliche Herrschaften machen sich immer noch ein Vergnügen daraus, ihre Nüchternheit auch an diesem Abend unter Beweis zu stellen, indem sie die Fadeln der Kinder einbauen oder ausschlagen; erfreulicherweise sind aber diese traurigen Sünden in einer sehr geringen Zahl „am Martini“, ihnen bei nächster Gelegenheit im nächsten Jahre eine kräftige Abreibung zu verpassen, das gehört fast schon zu den Aufgaben derer, die sich um die Erhaltung heimatischer Bräuche bemühen. Da kann nämlich eine Erziehungsarbeit geleistet werden, die nicht nur den Fadeln und den Kindern zu Gute kommt; solche Nüchternheit ist nämlich viel mehr als ein übermütiges Spiel, sie ist vielmehr ein Zeichen eines außerordentlich minderwertigen Charakters, der leicht auch zu „größeren“ Taten fähig ist, wenn er sich „entfalten“ und „entwikkeln“ kann.

So, das hat der Chronist noch vom Martinstag nachzutragen; wir haben ihn wieder unter Dach und Fach, diesen Freudentag erster Klasse für die Kinder, und es war geradezu ein Vergnügen zu sehen, wieviel Kräfte sich wochenlang vorher schon die Köpfe zerbrochen haben, daß auch in diesem Jahre wieder alles klappen möchte.

Es hat geklappt, und das ist sicher ein schöner Lohn!

Obst aus Ostpreußen Raubvogelzug

Der Deutsche Reichsanzeiger ist ein Nachrichtenblatt, in dem alle amtlichen Bekanntmachungen veröffentlicht werden. Am 20. September stand dort folgendes zu lesen: (vorher tief Atem holen!)

„Auf Grund des Par. 1 der Verordnung über die Außenhandelskontrolle vom 20. Dezember 1919 (Reichsgesetzbl. S. 2128) wird bestimmt:

Artikel I. In der Anlage der Bekanntmachung, betreffend das Verbot der Ausfuhr von Waren, vom 17. September 1923 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 220 vom 22. September 1923) in der Fassung der Verordnungen vom 12. Dezember 1925 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 295 vom 17. Dezember 1925), vom 21. September 1929 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 222 vom 23. September 1929), vom 24. Dezember 1932 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 303 vom 27. Dezember 1932), vom 14. Februar 1934 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 48 vom 26. Februar 1934), vom 7. Juni 1934 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 133 vom 11. Juni 1934), vom 22. Juni 1934 („Deutscher Reichs-

anzeiger“ Nr. 145 vom 25. Juni 1934), vom 3. August 1934 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 180 vom 4. August 1934), vom 17. Oktober 1934 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 246 vom 20. Oktober 1934), vom 5. November 1934 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 7 vom 9. Januar 1935) und vom 5. Juni 1935 („Deutscher Reichsanzeiger“ Nr. 142 vom 21. Juni 1935) — Aufzählung von Waren, deren Ausfuhr ohne Bewilligung verboten ist — wird hinzugefügt:

Reichsausschuß nebst aus 579 a,
Hartausschuß aus 586.

Artikel II. Diese Verordnung tritt am 28. September 1935 in Kraft.

Ich nehme an, daß die Kollegen vom „Deutschen Reichsanzeiger“ bei der Feste ihrer Zeitung selbst festgehalten haben, daß das keine Kleinigkeit ist; es wäre schade, wenn unsere Leser den Versuch, die ganze Notiz einmal wirklich zu lesen, nicht auch einmal machten.

Es lohnt sich.

Ein voll und ganz vollkommenes Ebn

Es gibt ein Professor mit dem Namen van der Velde; er wohnt in Holland, in der Universitätsstadt Leyden. Sein Werk — reden wir sonst nicht mehr darüber! — hatte den Titel „Die vollkommene Ehe“, und es war so eine Art von Kochbuch der „Liebe“, das einst einen bösen Ruf hatte, und das einst das Spezialgespräch für den Kurfürstendamm war, womit in diesem Falle nicht nur Berlin gemeint ist.

Besagter Herr Professor hatte mit Fleiß und ohne Scheu alle Rezepte herangeschleppt, mit denen er die vollkommene Ehe mizen wollte und das Buch hat eine unerfreulich hohe Auflage erreicht.

Sollte jemand noch diesen Fahrplan in sorgsamem Verwahr haben, so kann er ihn jetzt endlich in den Ofen werfen, denn die Frau des Autors der „Vollkommenen Ehe“ hat sich von ihrem Eheverweigerer und Gatten scheiden lassen: — wegen unüberwindlicher Abneigung!

So endigt also eine voll und ganz vollkommene Ehe, ehe das Buch im Gipsdruck verblüht, das einst wegen seines Titels zu den unmöglichsten Anlässen verschickt wurde und um dessentwegen ganze Völkerstämme in Ohnmacht gefallen sind.

Lebenswichtige Lektüre

In Hagen im Theater ist es passiert, daß sich einer buchstäblich krank gelacht hat; bei der Komödie „Rach im Hinterhaus“ ist dieses seltsame Mathörchen einem Zuschauer zugefallen, der sich gar nicht beruhigen konnte, der fortwährend und ohne abzusetzen, bis ihm der Bauch wehtat und sogar darüber hinaus noch lachte. Zuweilen jagen wir: „Ich könnte nicht mehr vor Lachen!“ das passiert dem Hagen Theaterbesucher aber keineswegs; er konnte immer noch, aber er konnte andererseits nicht aufhören zu lachen, er lachte loszujagen an einem Stück, und er konnte nicht einmal Erholungsstunden einlegen, um neue Lust zu schöpfen, bis ihn schließlich ausgerechnet die Feuerwehre aus dem Zuschauerraum herausholte und in ein Krankenhaus brachte, wo der von einer solchen lächerlichen Epidemie erfasste Zuschauer wahrcheinlich mittlerweile wieder geheilt ist; denn das lächerliche Ereignis geschah ja schon am 10. November.

Neu ist an dieser Feststellung eigentlich nichts, daß es so was gab, haben wir gewußt; daß es deutsche Autoren gäbe, die so was können, haben wir uns seit langen Jahren gewünscht, ohne daß man deswegen bisher gerade in das Krankenhaus gebracht werden müßte; ebenfalls nicht neu ist die Feststellung, daß auch in einem solchen Falle ausgerechnet die Feuerwehre heranziehen muß. Der Verfasser des Stückes „Rach im Hinterhaus“ aber sollte sich seinem Opfer gegenüber dankbar zeigen; er sollte nicht von dem lächerlichen Schmerzenslager weichen, er sollte den Blick nicht von seinem leidenden Zuschauer wenden, immerdar, weil dieser eben so sehr für ihn gelitten hat und eine so grandiose Kellame bedeutet, auf die ganz sicher alle Intendanten aller deutschen Theater hereinfallen werden, weil sie es doch sicher auch einmal erleben möchten, daß sich mal ein einzelner treuer Abonnent im Theater direkt krank lacht. Und deswegen werden sie verständigweise „Rach im Hinterhaus“ machen, und sie werden dabei ihre Studien antstellen können, ob sie ein stures oder ein fröhliches Publikum haben; zwei Nachtraktate wäre also in dieser Richtung ein neuer Rekord.

Das Ende des Jazzy

Man muß wissen, daß der Komponist von „Ausgerechnet Bananen“ vier Millionen gute Dollars bis zum Jahre 1925 verdient hat; nicht ganz soweit wird es der Erfinder der schicksalsschweren Frage „Wie kommt der Mayer auf den Himalaya“ gebracht haben, obwohl das Interesse an der Klärung dieser Frage gewaltig war. Niemals ist es geklärt worden, wer den „Käse zum Bahnhof gerollt“ hat, und wie es kam, daß die „Dma ein Bonbon am Nachthemd fleben hatte“, auch der „Wandwurm, der Pflichten gab“, hat sich lange der Goffähigkeit erkeut und man hat so diese Dinge geliebt und gesungen, wahrscheinlich, weil sie „außerordentlich“ waren.

Der Reichsdeutscher hat mit einem Erlaß an alle Reichsführer dieser Tage den Jazz aus dem Rumpf vertrieben, nachdem er schon lange sehr selten geworden war. Trommelrhythmus erinnerte sehr an Regenermusik, obwohl der Jazz (von chaffe-jagen) keine Vieserung aus Afrika, sondern aus Amerika war; er kam gegen 1914 dort auf und gelangte nach dem Krieg auch auf dem europäischen Kontinent zu einer gewaltigen Blüte, obwohl alles an ihm bestimmt nicht europäisch war; denn dieser Jazz wurde tatsächlich eine Regenermusik, und das Zeitalter des Impressionismus hatte es dann leicht, richtiggehende, stilisierte Schritte der Regener in die internationale „Gesellschaft“ einzuführen.

Wittmann der fast berühmte Jazzdirigent, viel „Komponist“ und „Textdichter“ haben mit dem Jazz ihre Geschäfte gemacht, weil die Sache eben damals „ging“. Saxophone und Jazztrommeln wurden loszujagen am laufenden Band hergestellt und die Weill, Krenel, Grünberg, Hindemith, Gellera sind sogar mit diesen Rhythmen in die Musikwelt eingedrungen, und auch das

muß sich wohl gelohnt haben, denn den Jazzleuten hat es nicht schlecht gegangen.

Eigentlich hat das Folgende nicht direkt mit dem zu tun, was da vom Jazz gesagt wurde; aber beim Suchen nach einem entsprechenden „Schlüsselwort“ über den Jazz stieß ich auf einen Zeitungsanschnitt, den ich schon lange in meinem „Eisschrank“ liegen habe; wir wollen ihn mal hierher legen, vielleicht paßt er doch dazu; es ist der Schluß einer Arbeit, die ich mir kürzlich einmal aus einer Berliner Zeitung ausgeschnitten habe, und der Verfasser möge mir die Sünde dieses Raubes vergeben, falls er davon merken sollte.

„...Die Reforde liegen natürlich nicht bei den schaffenden — sondern den nachschaffenden Künstlern...“

Richard Tauber erhielt in Deutschland durchschnittlich eine Abendgag von 3000 RM., ähnlich hoch waren die Forderungen von Fritz Masary und Ballenberg.

Grod und Raffelli sollen sich mit 2000 RM. begnügt haben.

Schallapin besitzt seit neuestem ein Gut in Tirol; ein großes Haus in Paris, ein Landsitz in Kalifornien und die Ehrenbürger-schaft der Sowjetunion gehören ihm schon seit langem. Und für einen Konzertauftritt in Londons Albert-Hall zahlte man ihm vor der Krise 25 000 Goldmark.

Und nach der Krise?

Die Stargagen beginnen zu verschwinden. Man begnügt sich mit 500 RM., in besonderen Fällen mit dem Doppelten oder Dreifachen davon. Und man zieht allseits die vor dem Kriege üblich gewesenen Jahresverträge vor. Auch damals konnte ein Star mit rund 40 000 RM. Jahresgag leben und sparen.

Verbi beschäftigte ein besonderes Sekretariat mit der Verwaltung seines Vermögens, das sich auf mehr als 12 Millionen Lire belaufen haben soll.

Auch Haydn war nebenbei ein Komponist!

Im Hauptberuf amtierte er als Kapellmeister St. Durchlaucht des Fürsten Esterhazy. Deshalb durfte er bei besonderen Anlässen auch an der Bediententafel mitessen.

Immerhin — Haydn hatte etwas zu speisen!

Und Beethoven begahte man wie folgt:

Für die drei Trios (op. 9), die Erste Sinfonie (op. 21), das Zweite Konzert (op. 19), das Septett (op. 20) und die Violinsonate (op. 47), alles zusammen, genau 50 Louisdors.

Die F-dur-Sonate, dazu die Eroica, dazu noch die Waffersonate und drei weitere Werke brachten genau 2000 Gulden!

Und für die C-dur-Messe, zusammen mit der Fünften und Sechsten Sinfonie erhielt Beethoven nicht einmal ganz 1000 Gulden.

Ausgerechnet Bananen dagegen haben 4 Millionen gute Dollars eingebracht, als der Dollar noch unerschütterliche 4,20 Mark wert war.

Ja, Wacker!

Ich habe es selbst in den „Düsseldorfer Nachrichten“ gelesen, und ich bin scheinlich wütend; das dabei stehende Bild hat meine Wut noch gesteigert, und ich kann nicht anders, als einen wütenden Artikel schreiben...

Ja, Verrat....!

Düsseldorf bekommt einen neuen Bahnhof! Gut, den soll es haben! Wir Neußer sind nicht neidisch! So nein! Aber in diesem Bahnhof ist eine große Empfangshalle, und diese große Empfangshalle hat große Buntglasfenster, wie sich das für eine Kunststadt wie Düsseldorf gehören mag. Wir in Neuß haben nichts dergleichen, aber wir sind deswegen nicht böse; nein deswegen nicht!

Eines dieser Buntglasfenster, das auch in der Zeitung abgebildet war, enthält — nach der Beschreibung — charakteristische Gebäude und Wahrzeichen Düsseldorfs in stilisierter Form, und unter diesen Wahrzeichen Düsseldorfs steht — na, raten Sie mal! — das Neußer Münster im Mittelpunkt, unser gutes, altes Neußer Duitinus-Münster! Außerdem haben sie uns noch das Obertor ausgespart, die Düsseldorf und das Niedertor und die alten Stadtmauern, während sie sich bescheiden darauf beschränken, von Düsseldorf nur den Jägerhof, das Benrather Schloss, den Düsseldorf Schloss, das Rathaus und noch so einige Kleinigkeiten auf dem Glasfenster im Hauptbahnhof wiedergeben!

Natürlich sind wir Neußer zunächst ein bißchen stolz darauf, daß sich die Düsseldorf ihre malerischen Buntfenstermotive in Neuß holen müssen, aber dieser Stolz wird doch keineswegs bezüglich seines Umfanges von unserem geradezu blühenden Born erreicht, darüber, daß die Düsseldorf uns unser Münster ausgespart haben.

Ob da wieder Eingemeindungsgeheimnisse mitspielen?

Das Neußer Münster als „charakteristisches Düsseldorf Bauwerk und Wahrzeichen“ ist ein Witz, über den wir Neußer aber nicht einmal richtig und von Herzen lachen können: einen Mörkertopf hätten die „Brüder“ ja in den Mittelpunkt ihres großen Kunstfensters stellen können, oder einen lebensgroßen Radfahrer!

Ja, Verrat!

Diaz

Der „verdorbene“ Papagei

Ein origineller Prozeß ist in London anhängig. Dort hat der Besitzer einer Teppichhandlung seinen früheren Freund verklagt, weil dieser dem Papagei des Teppichhändlers in dessen Abwesenheit Schimpfworte beigebracht hat, durch die der Vogel vollkommen „verdorben“ wurde. Da der Teppichhändler an seinem Tier sehr hängt, muß er es in eine Art Entwöhnungsanstalt bringen lassen, wo man sich bemüht, die Schimpfworte aus dem Gedächtnis des Vogels auszumergeln. Für die Kosten des Aufenthalts in der „Entwöhnungsanstalt“, die 115 Pfund ausmachen, macht der Teppichhändler nun seinen früheren Freund haftbar.

Die „Maske“

Zu einem Maskenfeste, auf dem jeder Gast in der Tracht eines Scottischen Romanhelden erscheinen sollte, war auch Dickens eingeladen. Man sah die komischsten und ehrwürdigsten Verkleidungen auf diesem Abend, nur Dickens war im gewöhnlichen Gesellschaftsangzug gekommen und tat so, als sei in diesem Aufzug durchaus richtig am Ort. Bis ihn schließlich doch der Gastgeber höflich, aber ein wenig ärgerlich fragte: „Entschuldigen Sie, Herr Dickens, aber welchen von Scotts Helden stellen Sie eigentlich dar?“

„Ich bin der, den Sie in jedem Scottischen Roman treffen, ich bin der freundliche Leser.“

Im „Wartezimmer zum Himmel“

Die erste Kleinsiedlung Deutschlands — Augsburgs Fuggerei

Das weltberühmte Fürsten- und Grafengeschlecht der Fuggerei stammt der Überlieferung nach von einem armen Weber, Johannes Fugger, ab, der 1370 aus dem Dorfe Graben nach Augsburg einwanderte. — Die Herstellung und der Vertrieb von Barchent legten den Grundstock zu dem späteren Familienvermögen; die Größe der Familie entstand im Laufe der Zeit jedoch aus kaufmännischen Spekulationen und Wechselgeschäften, aus der Ausbeutung von Kupferbergwerken in Ungarn, Tirol und der Steiermark.

Könige, Kaiser und Päpste liehen Geld von den reichen Fuggern, äußerliche Ehrungen, wie Erhebung in den Grafen- und Fürstenstand, die Titel eines kaiserlichen Rates, eines Pfalzgrafen des Ritters usw., bewiesen die Bedeutung der einzelnen Familienmitglieder. Von Anton Fugger (gest. 1560) geht die weitverbreitete Sage, daß er hohe Wechsel des Kaisers Karl V. an einem Zimmesfeuer verbrannt habe. Dieser auch bildlich festgehaltene Vorgang dürfte sich jedoch nach den neuesten Forschungen niemals wirklich zugetragen haben; interessant ist zudem in diesem Zusammenhang, daß derselbe Anton Fugger gerade von Ulrich von Hutten wegen seiner Anwesenheit und seines Geistes in Wort und Schrift verspottet wurde.

Ein bleibendes Denkmal im Herzen ihrer Mitbürger aber setzten sich die Fuggerei selbst in der Gründung der Fuggerei. Jakob der Jüngere, eines der bedeutendsten Mitglieder der Familie, stiftete im Jahre 1519 in der Jakobsvorstadt Augsburg einen Komplex von 106 kleinen Häusern, welche gegen geringen Zins an arme Bürger und Einwohner abgetreten wurden. Der Stiftungsbrief dieser ersten deutschen Kleinsiedlung besagt: „Diese Wohnungen aber sollen frommen, armen Tagelöhnern und Handverlern, Bürgern und Einwohnern der Stadt Augsburg, die es notwendig sind und bei denen es am besten angelegt ist, um Gotteswillen gegeben werden.“

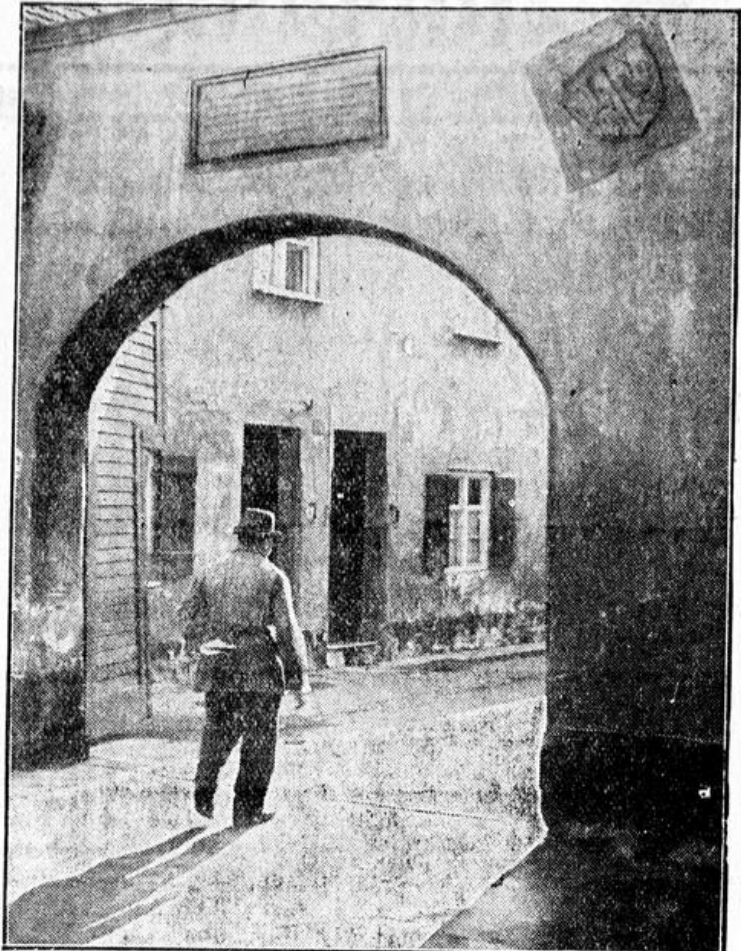
Eine Mauer schließt auch heute noch diese romantische Spitzwegwelt von der verblendeten Großstadt ab. Über einem Tor steht die Stiftungsschrift der Fuggerei, die zu Deutsch lautet: „1519. Ulrich, Georg und Jakob Fugger aus Augsburg, leib-

eine Kammer und eine Küche zur Verfügung. Zu der Wohnung im Erdgeschoß gehört ein kleines Gärtchen, zur Wohnung im ersten Stock ein Dachboden. Die Fuggerei wirkt in ihrer geräumigen Anlage wie eine moderne Siedlung. Aufgenommen werden nur Ehepaare, arme Augsburger Familien, aber nicht Einzelpersonen. Die bestehende Hausordnung muß von jedem eingehalten werden. Noch heute werden die Häuser verbessert und verschönert. Die Kosten werden aus der Fuggereischen Stiftung bestritten. Hier Tore durchbrechen die Grenzmauer dieses Idylls, morgens um vier Uhr werden sie geöffnet, abends um zehn Uhr geschlossen. Wer außer dieser Zeit Einlass begehrt, hat ein Sperrgeld von zehn Pfennigen zu bezahlen.

Es ist ein wirkliches „Leben“ im Sinne der Gründung, was hier den Fuggereuten getan wird. Der alte Satz von jährlich 1 fl. für die Wohngebühr gilt auch heute noch, in unserem Gelde ist das der Betrag von 1,71 Mark je Wohnung und je Jahr. Wirklich, die erste Kleinsiedlung Deutschlands und wohl der Welt überhaupt ist auch in dieser Beziehung ein Paradies.

dant der Fuggerei. Zu der Wohnung im Erdgeschoß gehört ein kleines Gärtchen, zur Wohnung im ersten Stock ein Dachboden. Die Fuggerei wirkt in ihrer geräumigen Anlage wie eine moderne Siedlung. Aufgenommen werden nur Ehepaare, arme Augsburger Familien, aber nicht Einzelpersonen. Die bestehende Hausordnung muß von jedem eingehalten werden. Noch heute werden die Häuser verbessert und verschönert. Die Kosten werden aus der Fuggereischen Stiftung bestritten. Hier Tore durchbrechen die Grenzmauer dieses Idylls, morgens um vier Uhr werden sie geöffnet, abends um zehn Uhr geschlossen. Wer außer dieser Zeit Einlass begehrt, hat ein Sperrgeld von zehn Pfennigen zu bezahlen.

Ruhe und Zu-



Eins der vier Tore, im Torbogen eingehauen die Stiftungsurkunde und das Fuggereische Wappen



Ein zufriedener alter Fugger



Blick in die Herrengasse der Fuggerei mit dem schönen alten Brunnen.

liche Gebrüder, überzeugt einerseits, zum Nutzen der Stadt geboren, andererseits verpflichtet zu sein, die großen vom großen und gütigen Gott empfangenen Glücksgüter gerade diesem wieder zu erstatten, haben aus Frömmigkeit und besonderer Freigebigkeit, die zum Vorbild dienen soll, hundertsechs Häuser (Wohnungen, Wohnbau und Einrichtung) ihren wackeren, aber armen Mitbürgern geschenkt, gegeben und gewidmet.

Wirklich, ein Zeichen hohen Bürgerstums, eine Tat, deren sich noch die Urentel der einstmaligen Beschenkten erfreuen!

„Wartezimmer zum Himmel“ nennt heute der Volksmund jene sechs Gassen mittelalterlicher Häuser, die die Fuggerei ausmachen. Der Bau der Fuggerei wurde im Jahre 1516 begonnen und 1523 beendet. Es entstanden 53 einstöckige Häuser, jedes mit zwei Wohnungen und jede Wohnung mit einem eigenen Eingang. Jeder Familie stehen ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer,

Hieran ändert auch nichts, daß die Einwohner der Fuggerei jährlich einen weiteren Betrag von 1,71 Mark für die Verbesserung des Fuggereischen Bestehens müssen. In Bezug auf die um 1580 entstandene kleine Kirche der Fuggerei, der St. Marienkirche, schreibt die Hausordnung vor: „Es soll jeder Mensch, jung oder alt, so er vermag, ein Patenoster, Ave Marie und ein glauben alle Tag sprechen für die fundatores, dero Eltern, Brüder und andere geschwistergeht und nachkommen.“

So stehen diese fünfzig einstöckigen Reihenhäuser abseits von der Welt im Schutze ihrer Mauern an den breiten, hellen Straßen. Hier scheint die Zeit stillzustehen, überall sind die gleichen zwei Klingelzüge an den Türen, die Spione an den Fenstern fangen wieder und wieder das geruchsame Bild derer ein, die hier ihren Lebensabend verbringen. Es sind meist Rentner, die hier ein Unterkommen fanden, ihre bescheidenen Einkünfte reichen

friedenheit, das absolute Gefühl, hier geborgen zu sein vor den Stürmen der Welt, die weit, weit hinter der Umfassungsmauer liegt, spiegeln sich im Antlitz eines jeden dieser Alten wider. Das aber ist der grundlegende Unterschied zu irgendwelchen anderen Altersheimen: hier hat jeder sein eigenes Heim, seine Burg mit fester Wohlfühlung, hinter die er sich zurückziehen kann, wenn sich trotz der allgemeinen menschlichen Mauer das Leben der anderen zu sehr an ihn drängt. Alte Leute haben ihre Eigenheiten, und wo ihrer wird es nicht immer ohne ein wenig Ärger abgehen. Vergleicht man aber die hier gebotene Freiheit und Selbstständigkeit etwa mit jenem kühnen Altersheim, das sich im Innern einer alten Kirche befindet, die durch viele kleine Holzbojen zum Heim für ebenso viele alte Menschen wurde, so ist die Fuggerei auch als Altersheim gewertet ein Idealzustand.

Die Neuzeit hat nur wenig Einfluß auf diesen malerischen Winkel Augsburgs gehabt. Höchstens, daß man einige Straßenschilder angebracht hat und daß auch das Radio vereinzelt in ein solches Heim eingezogen ist. Die Moden der Frauen sind von gestern, vorgestern; wenn sie nach dem

Kirchgang beisammenstehen und nach guter alter Sitte noch ein wenig klatschen, sprechen sie den heimischen Augsburger Dialekt, wie ihn schon ihre Vorfahren übten. Man hat hier viel Zeit und damit auch Gelegenheit, Privatpassionen zu fördern. Da werden Blumen gezüchtet — hier allerdings ein weiteres Eingeständnis an die Neuzeit, man bevorzugt Kaktusen —, dort hat der ehemalige Fuggerei eine richtige kleine Baumschule, so ganz in miniature, angelegt. Tausenderlei Dinge werden gesammelt, von Briefmarken bis zu Pfeifenköpfen, vom ehemaligen Hofschloß weiß die Fama zu berichten, daß er noch immer an allerlei neuen Rezepten herumexperimentiert.

Es ist ein rührendes Bild, zu sehen, wenn die alten Männer, denen die Frau schon gestorben, in ihrer Küche oder mit der Wäsche am Brunnen stehen und mit ungelassenen Fingern allerlei fräuliche Arbeit verrichten. Die Mütterchen der Fuggerei sparen nicht mit Klatschlägen und guten Winken, das Wort vom guten und getreuen Nachbarn wird in der Fuggerei schönste Wirklichkeit.

Unbewußt stellen sich die Alten auch geistig ganz auf das Vergangene ein. Sie verstehen nicht mehr viel vom Heutigen, wollen davon auch nicht viel wissen, da es Unruhe und Widerstreit der Meinungen bringen würde. In der Erinnerung aber verweisen all die scharfen Kanten und Ecken, an denen man sich im Leben stößt; die scheinbare Unwirklichkeit wird in ihren geräuschvollen und dankbaren Köpfen schönste Wirklichkeit. Liegt es nicht auch schon im Namen ihrer letzten Heimat, im „Wartezimmer zum Himmel“ begründet, daß die Alten der Fuggerei den allzu lauten Dingen dieser Erde ein wenig aus dem Wege gehen? —

Photos (4): Weltbild — M.



Eine der ältesten Bewohnerinnen der Fuggerei

Lauf
Es g

Warum

Es gibt
ihre Arbeit
brechen“.

Wollt sch
ginnit. Wei
nach dem V
verbringt, si
einholen las
„nervös“?

Wollt die
die nervöse
gleichern mit
und den Fr

Wollt die
tration auf
es ihr beque
und hundert
wollen, flati
Papier einen
ihn auch ein

Wollt der
den vielen
keiten des
Augen, Kopf
beschleiden
ringsum üb
finden sind.

Wollt ein
twerin ihrer
wenig Begei

Wollt die
bitterem Her
sinkt: wieder
mit der Arbi
Wieder einm

Muß das

Pilz

Champign
auch einmal
Zweck berei
und gibt sie
Ol mit viel
Korbbeerblät
dies eine sch
Fleischgericht

Eine Pilz
die vorbereit
Pilze in pfl
Minuten, un
gefülltem La
legt gibt man
Petersilie her

Weißt du
daß frische
aufgetragen,
und Polierm
daß man
und Zigaret
reinigen kann
paar Tropfen

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Es geht nicht ohne Posamenten!



Geschmackvoll angebracht, wirken diese Posamenten, die schon seit einigen Jahrzehnten ganz vergessen waren, wirklich sehr reizend und belebend. Es liegt eben in der Hand der Frau, so viel Geschmack aufzubringen, als dafür erforderlich ist, denn die Gefahr ist groß, im Stil der Zirkuspferde „aufgezäumt“ zu wirken, wenn die Posamentierung übertrieben wird! Am sonst schmucklosen Halsausschnitt eines Tageskleides sieht ein Geschlinge aus Posamenten mit langer Quaste ganz ausgezeichnet aus. Die Husarenverschmörung am dunklen Jackenkleid harmonisiert mit dem Posamentenbesatz, der den schmalen Schlitz seitlich am Rock umgibt. Ein kleines Gesteck mit Quaste am Kappchen verleiht sich sogar mit dem altdeutschen Stil, und handgefärbte Kordel aus Goldborte veredelt das einfache Kleid zum Gesellschaftsanzug. Eine besonders hübsche Handarbeit ist aber auch das Besetzen heller Blusen oder Ärmelteile an Kleidern mit Lazettbündchen. Man zeichnet zu diesem Zweck die hübschen, phantasievollen Muster leicht auf den Stoff auf und benützt sie dann mit dem Bändchen, Paketknebel, halbiert, und Holzköpfe werden besponnen und umwickelt und ergänzen die Posamentenmotive, ohne die es in diesem Winter nun einmal nicht geht!

Schreibt wieder schöne Briefe, liebe Frauen!

Eine alte Kunst soll wieder aufleben

Wer einmal in alten Bodentammern trauert, mag wohl Schachteln oder Schatteln auffinden, altmodisch und verstaubt, und angefüllt mit Briefen. Großmutter's Brautbriefe, ihr Briefwechsel mit Freundin, sauber gebündelte kleine Pakete, mit Bändchen umwunden und zierlich beschriftet.

Vertiefen wir uns einmal in solche Briefe — und wer im Familienbesitz nichts dergleichen aufzählen kann, findet ja in der Literatur genügend Auswahl —, und wir werden staunend erkennen, wie außerordentlich feinsinnig, klug, liebenswürdig und humorvoll die Frauen jener alten Zeit waren, die wir Menschen von heute ganz zu Unrecht lächelnd und ein wenig gering schätzend anzusehen uns angewöhnt haben. Im Gegenteil: es stellt sich heraus, daß gerade wir „modernen“ Leute sehr viel von diesen alten Damen lernen können. Vor allem die Kunst, geltsvolle, anregende und wertvolle Briefe zu schreiben. Briefe, die auszubewahren sich lohnen!

Denn wie sehen unsere Briefe heute aus? Meist sind sie in großer Eile mit der Maschine geschrieben, kaum durchforstet und auf die notwendigsten, sachlichen Mitteilungen beschränkt. Ja, wird man einwenden, für besinnliche Betrachtungen bleibt uns eben heute leider keine Zeit!

Sehr traurig und durchaus nicht wahr! Wir haben so viel Zeit für Unnützes und Wertloses, wir verlieren so viel kostbare Minuten an jedem Tag, daß es nur eine Frage der Konzentration und der Beherrschung, des Zwangs zur inneren Ruhe ist, um auch heute noch Muße zum Briefeschreiben zu finden.

Schreibt schöne Briefe! Habt Freude an gelungener Formulierung. Setzt nicht nur wahllos Nachrichten herunter, sondern denkt an eine hübsche Form des Erzählens. Der Leser soll doch etwas Persönliches mit einem Brief zum Geschenk erhalten! Überlegt vorher ein wenig Inhalt und Sinn des Briefes, teilt das Ganze ein wenig ein, findet den richtigen Anfang, geschickte Überleitungen und einen wirkungsvollen Schluß. Schreibt liebenswürdig und strengt die Phantasie ein wenig an. Die deutsche Sprache bietet so unendliche Möglichkeiten persönlichen Ausdrucks, mit ein wenig gutem Willen ist hier wie auf keinem anderen Gebiet noch wirklich Persönliches zu geben.

Pflegt einen Briefwechsel mit einer geistig interessierten Freundin, mit bedeutenden Menschen. Laßt den Briefwechsel nicht einschlafen, weil dringende Zwischengänge eingelegt werden müssen! Gebt Anregungen und laßt euch anregen! Schreibt einander von Büchern, Kunstgenüssen, geistigen Fragen! Beginnt mit kleinen schriftlichen Diskussionen! Nichts ist als geistiges Training anregender, als der Zwang, eigene Gedanken klar zu formulieren oder die eines anderen überzeugend zu widerlegen. Laßt auch echten Humor zu Worte kommen, und vergeht nicht jene Briefe, die aus drei, vier zärtlichen Worten bestehen und den andern glücklicher machen können als lange Episteln!

Und bleibt nicht im Schema stecken! Es gibt Briefe, die auf tabellosem Papier geschrieben sind, mit Monogramm versehen und in schön geschwungener Schrift strahlen. Und die man doch nach flüchtiger Lektüre seufzend und ohne Bedauern in den Papierkorb wandern läßt. Es gibt Briefe, die auf abgerissenen Zetteln geschrieben wurden, die mit Blumen, auf einer Wanderroute gepflückt, befestigt sind; Briefe, in denen Photos Lücken im Text geschmackvoll und sinnvoll ausfüllen; Briefe mit kleinen Zeichnungen, Briefe, die aus Zeitungsausschnitten oder Schlagzeilen launig und geistreich zusammengeklebt sind. Aus all diesen Briefen spricht vor allem eins: die Schreiberin hat sich dem Empfänger zu Liebe eine geraume Zeit mit dem Brief beschäftigt! Sie hat sich nicht auf den kürzesten und bequemsten Weg beschränkt, sondern Mühe und viel Liebe aufgebracht, um den andern zu erfreuen.

Und das sollte eigentlich zwischen den Zeilen eines jeden Briefes zu spüren sein! Hängeseiten bekommt. Viesen und Fältchen, die hochstecken sollen, werden am besten von links freischwebend in der Luft gebügelt, während alle runden Halsauschnitte und Taillenpartien auf dem runden Bügelkissen in Form gebracht werden.

Warum so übermüdet?

Es gibt so viele Hausfrauen, die unter ihrer Arbeit, bildlich gesehen, „zusammenbrechen“. Muß das sein? Warum ist die Hausfrau übermüdet? Warum ist ihre Haltung schlaff, ihr Gesichtsausdruck zerstreut und verheißt, ihre Bewegungen „nervös“?

Weil schon der Morgen mit Sorgen beginnt. Weil die zehn Minuten, die man nach dem Wachen des Bettes noch im Bett verbringt, sich den ganzen Tag über nicht einholen lassen.

Weil die Unruhe, die sich daraus ergibt, die nervöse Hektik sich allen Familienmitgliedern mitteilt und dem Heim die Ruhe und den Frieden raubt.

Weil die Frau sich nicht zur Konzentration auf eine Arbeit erziehen kann, weil es ihr bequemer ist, hin und her zu schiefen und hundert Dinge gleichzeitig erledigen zu wollen, statt sich in Gedanken oder auf dem Papier einen Arbeitsplan zu machen und ihn auch einzuhalten.

Weil der Frau im ständigen Kampf mit den vielen kleinen praktischen Schwierigkeiten des Haushalts die Kraft fehlt, sich Augen, Kopf und Herz freizubehalten für die beschreibenden Freuden des Lebens, die ringsum überall und zu allen Zeiten zu finden sind.

Weil eine freundlose Frau als Mätrixin ihrer Familie erscheint und damit wenig Begeisterung bei den Ihren erweckt.

Weil diese Frau mit traurigem und bitterem Herzen abends totmüde ins Bett sinkt: wieder einmal nicht fertig geworden mit der Arbeit, trotz größter Anstrengung. Wieder einmal hat niemand es ihr getan.

Muß das sein, liebe Hausfrauen?

Richtig bügeln — gut schneiden!

Ein wichtiges Kapitel der Häuschnelderei

Zum Gelingen eines selbstgeschneiderten Kleides, Kostüms oder Mantels gehört, daß man die Kunst des Bügelns beherrscht. Es wird ja nicht nur das fertige Kunstwerk gebügelt, sondern zwischenbüch häufig die Einzelteile, damit ihr Sitz besonders gut gewährleistet ist. Man braucht für Maßschneiderei daher ein Bügelkissen, das das Bügeln runder Anzugteile ermöglicht.

Wie bügelt man nun richtig? Wollte wird stets von links gebügelt unter Auflegen eines feuchten Tuches, damit die Oberseite nicht glänzend oder streifig wird. Nach jedem Bügelstrich wird das Tuch gelüftet, damit der Dampf entweichen kann.

Baumwolle kann von rechts und mit heißem Eisen gebügelt werden. Man bestreicht sie vorher mit einem feuchten Lappchen.

Seide, reine Seide, darf wiederum nur von links gebügelt werden mit nicht zu heißem Eisen. Das Tappchen, mit dem man Druckstellen oder Falten beseitigt, darf niemals zu nah sein, damit keine Ränder und dunklen Stellen entstehen können.

Kunstseide wird mit feinem Eisen gebügelt und darf nicht bestreicht werden. Lassen sich die Falten und Druckstellen so nicht entfernen, so muß das Kleidungsstück angefeuchtet und fest eingerollt eine Weile liegenbleiben, bis wir erneut mit nicht zu heißem Eisen zu bügeln beginnen.

Glanzseide soll nicht allzu häufig, und stets nur von links gebügelt werden, da Anide und falsche Striche sich schlecht ent-

fernen lassen, die Seide durch häufiges Bügeln auch an Glanz und Frische verliert.

Samt, Velour und Schifon dürfen niemals „liegend“, sondern immer nur „schwebend“ gebügelt werden. Eine zweite Person hält das Stoffstück straff, während das mäßig heiße Eisen über die linke Seite streicht und Strich für Strich langsam und gleichmäßig bearbeitet. Niemals darf das Bügeln mit der rechten Seite in Verbindung kommen. Für Samt und Velour empfiehlt sich, wenn Druckstellen oder falsche Nähte entstanden sind, den Stoff über einen Klotztopf mit dampfendem Wasser aufzubügeln. Man führt den Stoff, die rechte Seite dem dampfenden Wasser zugekehrt, über den Topf. Die Haare richten sich auf diese Weise wieder auf, und man kann häufig auf das Bügeln ganz verzichten.

Phantasiestoffe soll man möglichst wie Kunstseide behandeln, um die Gefahr auszusparen, etwas zu verderben. Gestrepte Stoffe dürfen gar nicht gebügelt werden, sie werden vielmehr nach dem Waschen in Tücher eingerollt, dann in noch feuchtem Zustand auf großen, weichen Tüchern ausgebreitet, in Form gezogen und mit Stecknadeln gehalten, bis sie trocken sind.

Alle Falten werden mit Nadeln oben, unten und in der Mitte gesteckt, bevor sie unter feuchtem Tuch gründlich und fest eingebügelt werden. Gloden und Schrägteile müssen der Fadenrichtung nach gepflättet werden, damit sie sich nicht verziehen und das Kleid plötzlich unerwünschte Zipfel und

Pilze, äußerst wandlungsfähig

Es gibt auch andere Zubereitungsarten...

Champignons und Steinpilze sollten auch einmal roh genossen werden! Zu dem Zweck bereitet man sie vor wie zum Kochen und gibt sie in einer Marinade aus reinem Öl mit viel Zitronensaft und Gewürzen (Korbeerblätter und Gewürzkräuter). Es ist dies eine sehr schmackhafte Zutat zu allen Fleischgerichten, die belegt werden sollen.

Eine Pilzkräftbrühe entsteht, wenn wir die vorbereiteten und rasch kalt gewaschenen Pilze in pflanzlichem Öl dünsten, einige Minuten, und dann 20 Minuten in aufgefälltem Wasser garwerden lassen. Zuletzt gibt man Salz, Pfeffer und ein Bündel Petersilie heran. Die durchgeseichte Brühe

Weißt du liebe Hausfrau?

daß frische Milch, auf glänzende Möbel aufgetragen, ein vorzügliches Reinigungsmittel ist?

daß man mit der Nische von Zigarren und Zigaretten Gold- und Silbergeräte reinigen kann? Man rührt sie mit ein paar Tropfen Wasser an.

reicht man dann in Tassen mit Toast, Tomatenbröchen oder auch Rumpsteinschnitten. Sie ist nahrhaft und leicht zu gleich, daher auch für Kranke beförmlich.

Aus der Kraftbrühe lassen sich dann die verschiedenartigsten Suppen entwickeln, durch Einlage von Reis, Grieß, Nudeln, durch Zugabe von Leberfischchen, durch Eierfisch oder dergleichen.

Sehr schön sind Pilze, in Fett gedünstet, wenn man sie schichtweise mit gekochten Kartoffelscheiben in der Backform anordnet, mit reichlich Tunkte aus saurer Sahne und Gelböl übergießt und mit geriebenem Käse bis überstreut, um sie im Ofen zu backen.

Pilze lassen sich, trotz der Einwände vieler Hausfrauen, auch gut konservieren. Man verwendet dazu Gläser oder auch Blechdosen, die innen mit Zuckerlösung präpariert sind, damit die Pilze keinen Blechgeschmack annehmen. Man färbt die Pilze, schneidet sie in halbzentimeterdicke Scheiben oder Stücke, läßt sie in Öl durchdünsten und in aufgefälltem Salzwasser nachkochen. Dann werden die Gläser verschlossen.

Wir richten ihn beispielsweise, nachdem wir ihn wie stets mit etwas Sahne oder Butter zubereitet haben, auf streifig geschnittenem Kopfsalat in kleinen Rundbergen (gestürzten Tassenköpfen) an und umlegen ihn mit Eier- und Tomatenscheiben, bestreuen ihn mit Dillstreifen (oben). In eine hübsche Schüssel form gedrückt und ringsum mit kleinen Bergen von Paprika, Kummel, gehacktem Dill und Petersilie, gewiegten Sardellen, Zwiebeln und geriebenem Schweizerkäse farbfroh umgeben, gibt er jedem Gast die Möglichkeit zu vielerlei Zusammenstellungen (links). Eine Platte mit fertigen Weißkäsebröckchen, Schnitt mit Ei, Radleschen, Tomatenmark und Kräutern bestrichen, ist köstlich als Schlußgericht oder bei einer Einladung nach dem Essen (rechts). Für Kinder und Erwachsene gleich schmackhaft ist eine süße Quarkspeise (unten): ein Pfund Weißkäse wird mit einem Gelbel, geriebener Zitronenschale, Zucker nach Geschmack gut verrührt, dann der Eierschnee darunter gegeben und die Schale kalt gestellt. Man reicht dazu Preiselbeeren.

Das praktische Heim

Quark in vielerlei Gestalt



Das Buch

„Adam und Eva unter vier Augen“

Was Eva ihrem Adam zumutet

Da, Eva, ich erwarte von dir alle jene Wunder, an die mich die Mutter einst gewöhnt hat, und darüber noch hinaus alle Wunder der Liebe. Ich gebe zu, daß ich manchmal vergesse, daß auch du nur ein Mensch bist wie ich. Das Bild, das Maler, Dichter und Bildhauer mir von dir geschaffen haben, trübt mir den Blick für die Wirklichkeit. Du selbst hast mich mit deinem angeborenen Wissen um viele Lebensgeheimnisse, mit deiner Gabe, Liebe zu empfinden und Opfer zu bringen, anspruchsvoll gemacht.

Du kannst mir mit wenigen Worten begreiflich machen, wo die Grenze deiner Liebe, deines Mitempfindens, deiner Duldsamkeit liegt, aber du sollst nicht verlangen, daß ich es errate und daß ich mich an deine Stelle versetze. Das ist unmöglich, Eva, denn könnte ich mich in das Gefühlleben einer Frau versetzen, so wäre ich kein Mann. Nur der Dichter bildet da eine Ausnahme, aber vielleicht erwartest du gerade das von mir, da doch jede Frau auch eine Dichterin ist? Das leise Traumweben am Rande des Lebens? Ich kann nicht dafür, Eva, wenn ich dich da enttäusche, Mutter Natur hat mich zur Tat und zum Kampf geschaffen, ich sehe mit den Augen und nicht mit feinsten Fühlern, ich höre mit den Ohren und nicht mit dem Herzen. Du, Eva, mutest mir zu, das Unmöglichbare zu sehen wie du, das Unhörbare zu hören wie du, und mein Wissen soll ich gegen dein Wissen vertauschen.

Daß ich der Wirklichkeit der Dinge näher sehe als du und feiner zupacke, legst du mir als feinsten Verweis aus. Da irrst du, kleine Eva. Ich habe nur größere Achtung vor den natürlichen Dingen, die ich nicht als beschämend und gemein empfinde, sondern in ihrer Größe und Heiligkeit erlebe.

Du, Eva, erwartest, daß meine Liebe, wenn die Zeit der Erfüllung gekommen ist, dieselbe bleibe wie in der Werbezeit, du träumst dich zurück und sehnst dich darnach und mutest mir zu, das zu begreifen. Ich kann aber nicht begreifen, warum die Worte mehr gelten als die Tat, warum meine Arbeit, die dich rät, dir weniger wert zu sein scheint als Mondscheinpromenaden. Ich verstehe es auch nicht, warum dir die Ehe ein Opfer ist und die Liebe nicht. Adam mag es anstellen, wie er will, um dich mit allem zu umgeben, was dir die Ehe mit ihm zu einem Ausbeutes Lebens machen soll, er wird dennoch mit jedem Seufzer und jeder Träne erfahren müssen, daß sie ein Minus ist. Was er dir auch bieten mag, der Adam, den du heiratest, ist immer die schlechtere Partie und das, Eva, ist deine Untreue, diese feinsten Untreue, die sich immer nach etwas anderem sehnt, nach dem eben Unbekannten, den du, Gott behüte, nicht treffen möchtest, denn du aber dein ganzes Leben lang nachtrauerst.

Gewiß, Eva, es gibt auch da Ausnahmen. Es gibt sogar Frauen, die ihre schlechtere Hälfte so sehr als die bessere empfinden, daß sie sie zu einem Uebermenschen machen, von dem sie täglich die zwölf Arbeiten des Herkules erwarten.

Oft klagst du, Eva, daß meine Liebe von Neugierlichkeiten abhängt. Ich sagte dir schon, daß ich mich auf mein Auge verlassen muß, um urteilen zu können. Und da werde ich von dir, liebste Eva, du verstehst schon, häufig irreführt. Solange du mir gefallen willst und meiner Eroberung nicht sicher bist, schillerst du in allen Farben, jauchst um Anbeuten, frühl, lebendig, vom Kopf bis zum Fuß von geistiger Vitalität durchpulst. Mein Interesse an dir, das du entdeckt hast, lange bevor es noch da war, wächst mit jeder Begegnung, denn du verheißt es, immer lebenswürziger und reizender zu sein, selbst wenn wir uns streiten. Ich heirate dich — und sehe mit Entsetzen das schöne Mädchen schwinden, die anmutige Gestalt schlaff werden, die einschmeichelnde Stimme wird fangig und das blühende Mädchen läuft unter dem Vorwand, sie müßte zuerst mit der Wirtschaft fertig werden, in einem Aufzug herum, der Rache an die Herzen erinnert hätte. Mir ist, als hätte ich deine Zwillingschwester geheiratet, aber die, die vor der Kultur dahingelassen ist.

Sie hat mich früher dein Vagen gleich einem frühen Trunk Wassers erquickt! Jetzt muß ich erkennen, daß du zwar über tomsche Dinge lachen kannst, aber den Humor nicht besitzt, der für die Ehe so unendlich wichtig wäre. Diesen Humor, der von innen herauskommt und den Dingen die Schwere nimmt, Eva, den hast du nicht. Du nimmst es gleich zu schwer, ob nun dein Kind den Fuß gebrochen oder deine Magd ein Ei gekrochen hat. Du lebst in superlativen Gefühlen und erwartest, daß ich mit dir gehe und mich so wie du grün und blau ärgere oder zu Tode betrübe.

Du wunderst dich, daß ich häufig still werde und, wie du sagst, mürrisch. Liebe Eva, meine Laune hängt mehr von deiner Stimmung ab, als es den Anschein hat. Es ist zum Beispiel ein wenig viel verlangt, daß ich, noch abgepannt und müde, wie der Tag mich gemacht hat, schon bei der Türe mit dem nötigen Mitgefühl aller Unannehmlichkeiten quittiere, die in meiner Abwesenheit sich zutragen. Die schlechten Noten der Kinder, der durchgegangene Hund, das verbrannte Essen, deine Rüge, meine eigene Unverlässlichkeit, denn natürlich bin ich an jeder Katastrophe doch irgendwie beteiligt.

Hast du dich ausgesprochen, dein Häufchen Sorge auf mein gebeugtes Haupt geladen, dann soll ich feich sein, dir die letzten Neuigkeiten, den letzten Tratsch, die aktuellen Wiße erzählen. Ich kann von Glad reden, wenn du nicht ein Thema ansprichst, das mich zwingt, alle Weisheit der Welt binnen fünf Minuten aus dem Ärmel zu schütteln.

Spreche ich mich wirklich über etwas aus, dann hörst du nur mit einem Ohr und interessierst dich nur für Dinge, die deine Phantasie und dein Gemüt antregen. Die klaubst du dir heraus wie die Mörtel aus dem Kuchen und plöckst dich mit mir durch wie ein junges Füllen, ich weiß gar nicht, wohin. Sicher ist, daß wir, wenn wir uns gefunden haben, von unserem Startplatz weit weg sein werden und nichts, was ich sagen könnte, bringt dich dahin wieder zurück. Sprechen wir nicht von Dingen, sondern von Menschen, so kann ich nicht klug genug manövrieren, um dich nicht zu fränken oder zu ärgern, darum wundere dich nicht, wenn ich meine Gedanken oft für mich behalte. Es ist schwer, von einer Frau Objektivität zu verlangen, aber sie sollte doch einsehen, daß der Mann sich nicht auf ihre Art „ausprechen“ kann.

Du verlangst vom Manne, und das begreifst er wahrhaftig nicht, daß er dir für Dinge dankbar sein soll, die ganz selbstverständlich zu geschehen haben. Auch wenn du Küchengerichte schmeckst, denkst du an deine Liebe zu ihm und tust es besonders

sorgfältig, damit er sich freue. Ich gebe dir aber einen guten Rat, liebe Eva; plage dich nicht so sehr aus Liebe, ich verlange mit das nicht, und es mutet mich eher komisch an, zu denken, daß die Kaiserrollen ihren Glanz unserer Liebe verdanken. Ich sehe nicht ein, warum ich dir gerührt um den Hals fallen soll, dafür, daß du Großreine machst, so daß ich gleich bei der Türe blind vom Staube in den Waschtüfel stolpere. Unter uns gesagt, mir hat der Staub hinter der Kurbel nie etwas zuleide getan, meinethalben hättest du ihm seine Ruhe gönnen können. Soll ich dir dafür besonders dankbar sein und mich von den Göttern bevorzugt glauben, daß ich dich als Hausfrau bekam? Ein freundlicher Gruß bei der Türe hätte überzeugender gewirkt.

Mute mir also nicht zu, liebe Eva, mich für jeden Reizenstrich mit Seelenrührung zu revanchieren. Noch einiges sollst du mir nicht zumuten; so zum Beispiel, daß ich das tolle Wunder begreife, das ich so oft erleben mußte und nicht bestreiten kann, daß du nämlich am Nachmittage sterbenstankt bist, um doch am Abend in blendenster Form dich auf dem Ball zu unterhalten. Von deiner Krankheit keine Spur mehr, das Fieber ist verschwunden, du bist gesund, ich und der Arzt, wir schütteln den Kopf. Das tue ich auch, wenn du von mir verlangst, daß ich Menschen freundlich begrüße, von denen du mir eben vorher die bösesten Dinge erzählt hast. Einem andern soll ich wieder über deine Bitte tüchtig die Meinung sagen, und wenn es dann, bildlich gesprochen, zum Dreinschlagen kommt, stellst du dich schützend vor ihn hin. Und warum verstellst du mir so sehr die Freunde aus meiner Junggeleitenszeit? Du kennst sie noch gar nicht und schon sind sie für dich ausgemachte Spitzbuben, die mich auf den Weg der Sünde führen wollen. Erst wenn einer meiner Freunde sich in dich verliebt, bist du beruhigt und das erzählst du mir so lange, bis ich es ernst nehme und er vielleicht auch.

Meine Freundinnen hingegen muß ich mit allen Feinden des Glückseligkeits empfangen und ganz besonders die, die mir zuwider sind. Du erwartest, daß ich großen Eindruck auf sie mache, es ist dir sogar lieb, wenn sie dich um deinen Adam beneiden, dein Glück ist erst vollkommen, wenn es dir von einer Frau bestätigt wird. Du bist stolz darauf, daß dein Mann zu erobern verheißt. Aber weh mir, wenn meine Lebenswürdigkeit echt gemeint ist. Sie darf nur Dankbarkeit für die Freundschaft

„Die Geschichte des Apothekers Johannes“

Von Wilhelm Schuffen (Verlag Herder, Freiburg im Breisgau)

Die Geschichte von dem Apotheker Johannes will keinesfalls ein Roman sein; sie ist eben eine Geschichte, die da so erzählt wird: und der Schwabe Wilhelm Schuffen erzählt sie uns glänzend, so glänzend, daß man fast zu bange ist, etwas aus dem Inhalt dieses Buches mit den anderen Worten des „Buchstellers“ wiederzugeben, was zuletzt doch nur ein Aufzählen ist. Und das verleiht diesem Buch bestimmt am allerwenigsten. Es ist ein eigenartiges, aber durch und durch liebenswertes Buch. Denn man hat seine Atmosphäre „zwischen Donau und Bodensee“ gar bald anmerkt, und wer diese Landschaft und die Menschen, die in ihr leben, kennt oder liebt, der trifft auf Schritt und Tritt auf alte gute Bekannte, die übrigens garricht an die Landschaft da gebunden sind, sondern eher an das eigene, so hörende Ohr. Schon gleich die ersten Seiten, auf denen geschildert ist, wie der Apotheker Johannes mit seinem tapferen Sohn und seinem sehr vermögenden Tochterbraten zum Bahnhof geht, um den so wesentlichen Onkel Leopold an der Bahn abzuholen, die Schilderung, warum dieser Onkel nach Amerika gehen mußte, ist schon so köstlich und so prächtig, daß man ohne weiteres in dieses Buch verliebt ist, in dies Buch, dem zu Liebe man sogar der vielgeliebten Untugend des Zitterkopfes verfallt. Wir lesen von der leidenden Mutter Bangert, die in der Klinik operiert werden muß, lesen das unübertrefflich schöne Kapitel vom Besuch des Gymnasialklausur bei dieser Mutter in der Klinik, erleben, wie dieser tapfere Junge um seines experimentierenden Vaters und um seiner Mutter willen vom Gymnasium abgeht, um als Kellner im „Grünen Baum“ Geld zu verdienen. Da ist dann noch die Geschichte vom geheimnisumwitterten Porträt des geheimnisumwitterten Onkels Leopold, und wir gelangen zu einem zärtlichen, stillen Finale eines Buches, das man streicheln möchte, wenn man es zu Ende gelesen hat.

„Herzog Sterngucker“

Historischer Roman von Hjalmar Kuhlke (Verlag Georg Westermann, Braunschweig)

Auch Kuhlke, der sicher nun schon seinen „festen“ Leserkreis hat, legt durch seinen Verlag Westermann in diesem Jahre wieder einen — diesmal wieder historischen Roman — auf den recht äppig gewordenen Buchertisch. Dieser Herzog Sterngucker ist ein junger, durch den Tod des eigentlichen Thronfolgers und frühes Kränkeln des Vaters zum Regenten gewordener Mann, der eigentlich nicht vor hatte, anderen Dingen als der Wissenschaft zu leben. So gehen ihm denn seine Pläne entzwei, und seine Regentenschaft stellt ihn vor Aufgaben, denen er mit heiligem Ernst und ernstem Eifer nachgeht. Bernhard von Waltersberg tut alles, was die Sorge um das Völkchen fordert, geht zwischen Erfolg und Mißerfolg über die eigenen Wünsche hinweg, ohne seinen geliebten Stern im Innern zu entlassen. So wird der Göttinger Lichtberg in seine Nähe geführt. Goethe, Karl August von Weimar kreuzen seinen Weg; Dilland, Ekoff leben an seinem Hofe, wo der Herzog Sterngucker seinen guten Kampf zwischen Wunsch und Pflicht zu bestehen hat. Hier ist übrigens das Historische nicht unbedingt Geschichte und Vergangenheit, vielmehr könnten diese Dinge auch in einem Werk von Kuhlke gut und stark leben, wenn sie dieses Maßens erbeuten müßten. Denn die Dinge die Kuhlke sagt und denkt, sind nicht Eigentümlichkeiten einer Zeit oder Epoche, sie sind — wie die Sterne des Herzens — zeitloses Schicksal und zeitlose Wahrheit.

Kuhlke wird heute als Professor für Geschichte an der Universität in Weiburg a. d. Lahn, in der Nähe jener Stadt

Der Einsiedler

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigt du von den Bergen hoch!
Die Lüste alle schlafen;
Ein Schiffer nur, noch, wandernd, müd,
Singt übers Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn
Und lassen mich hier einsam stehn.
Die Welt hat mich vergessen;
Da triffst du wunderbar zu mir.
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll geseh.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht.
Das weite Meer schon dunkelt;
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
Bis daß das ewige Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.

Eichendorff.

sein, die man dir entgegenbringt, und ja nicht persönlich, Empfinden. Es ist dir sehr recht, in mir einen Don Juan zu sehen, aber einen, der nur dich liebt und dir allein die Treue hält.

Das ist ein wenig viel verlangt, liebe Eva, denn entweder interessiert mich deine entzückende Freundin wirklich oder sie ist mir gleichgültig. Im letzten Falle erlaube, daß ich verdufte, wenn sie kommt, zum Komödientheater lauge ich wenig.

Ueberhaupt nicht, liebe Eva, und darum verlange nicht von mir, dir etwas vorzutauschen, was ich nicht empfinde, oder etwas zu scheinen, was ich nicht bin.

Nach meinethalben das siebente Weltwunder aus mir, wenn dir jemand zuhört, und erkläre mir dann, wenn wir allein sind, daß der andere alles besser kann, verlange aber nicht, daß ich das selbe tue, und wenn ich dich jung, übermütig und selb in die Arme nehmen will, erwarte nicht, daß ich vorher ein bid-süßes Geheiß in Reimen überreide. Meine Liebe ist eben Leben, mein Dichten liebe Eva, ist die Tat.

Nach „Adam und Eva unter vier Augen“ von Helene Saluschka. Der Abdruck erfolgt mit frödl. Erlaubnis des Verlages „Styria“ Graz-Leipzig-Wien.

also, der er ein anderes köstliches Werk verdrängt. Der heute fünfzigjährige wird auch mit seinem Sterngucker keine Enttäuschung erleben.

„Die Winterpostille“

Ein Lese- und Singbuch für Winter und Weihnacht von Cosmus Ham und Otto Heinrich Fleischer. (Verlag: Bergstadt-Verlag, Witz, Gottf. Korn, Breslau.)

Das war ein überaus glücklicher Gedanke, dieses Buch, die „Winterpostille“ herauszugeben. Es ist eine Sammlung von allen weihnachtlichen und winterlichen Dingen, angefangen etwa in der Nähe des Martinstages in den Advent und über den Nikolaus-Tag in die Weihnachtszeit und in die Weihnachtszeit selbst hinein. Das Wesentliche und Schöne, was die deutsche Seele von der frühlichen und seligen Weihnachtszeit kennt, ist in diesem Buche gesammelt an Aufsätzen, Liedern, Bildern, Gedichten, Erzählungen, Novellen usw., selbst die Evangelien dieser Zeit und dieser Tage fehlen nicht, und nicht die „legenda aurea“, auch nicht die Singweisen zu den vielen alten und neuen Weihnachtsliedern. Man bekommt schon einen kleinen Begriff von dem strengen Reichtum dieses Buches, wenn wir ein paar Namen nennen, die auf den rund 400 Seiten zu Wort kommen: Alopod, Claudius, Goethe, Brentano, Eichendorff, Jean Paul, Lagerlöf, Stifter, Storm, Felix Faber, Cranach, Dürer, Zeit Stolz, Schiel und das ist eigentlich schon genug gesagt. Dieses Buch sollte in jedem deutschen Hause zur Winter- und Weihnachtszeit, im Advent und in der Weihnachtszeit selbst — es reicht bis über den Dreißigstentag hinaus — seinen Tag ungenutzt liegen, wo für dieses Wunder der Weihnacht das Herz offen ist. In ihm offenbart sich wahrhaftig der ganze Reichtum der deutschen Seele. Es ist eine Anthologie des winterlichen Hochfestes überhaupt, dessen Glanz in jedem Jahre in jedem christlichen Hause so lieblich strahlt.

„Adam und Eva unter vier Augen“

Von Helene Saluschka (Styria-Verlag Graz-Leipzig-Wien).

Mit diesem köstlichen Lesebuch hat Helene Saluschka die gütigen Porträts des ewigen Adam und der ewigen Eva gezeichnet; eigentlich müßte man schon sagen: sie hat sie photographiert, diese beiden Pariser schon aus dem Paradies her. Und da sich die Umwelt um das Paar der Gegenwart immerhin doch ein wenig verkompliziert hat, so ist der „Fall Adam und Eva“ schon eine schwierige Angelegenheit geworden. Um es zu behandeln muß man ein gütiges und ein fröhliches, ein verheerendes und hilfsbereites Herz haben, und so ist Helene Saluschka geradezu die am meisten beruene Schilderin der Dinge zwisch Mann und Frau. Wertwüdigerweise ist diese Frau nicht subjektiv, und es wird sich mancher, der die einzelnen Skizzen nicht ganz sicher „gut getroffen“ finden: die Auswahl ist aber auch reichlich. Wir finden prächtige Typen des Kanakifers, des Vereinsmeiers, des Eitlen, des Tiletenters, des Xerusalemers, des kumpfsinnigen und selbstfüchtigen Adam auf der einen Seite, auf der anderen Seite die Eiferstücker, die Unfreundliche, die Frau, die nie Zeit hat, die Kommodiantin, die gleichgültige Frau, die hysterische und ewig rechnende Frau und was es sonst noch für Arten und Abarten der Stammutter geben mag. Dieses Buch ist ein „praktisches Geschenk“ ohne Gleichen; es ist eine Waffe für den einen oder anderen, es ist eben eher ein Spiegel, der immer ein anderes Bild zeigt, so oft ein anderer oder eine andere hineinblickt.

Es ist allerdings über dieses Problem der Ehe und des Mitmenschenverhältnisses geschrieben und gesagt worden; so einfach, so leicht verständlich und so einleuchtend, vor allem aber mit so viel wie. Dem Fingern wurde es noch nicht gesagt wie in diesem Buchlein der Helene Saluschka.

Man
Ru

So

großen
ein Abi
täten zu
übliche
gottes
ein rech
stellen.
gabe des
der Wog
Lindwur
mehr, de
Tiere zu
so sonde
genug er
Wissen
bestimmte
legt — d
kannst, u
gefallen.
der Kale
kannst ge
wandern,
entwickel
ohne Nat
Wanderu
über feid
keinen, so
gekommen
bände er
später ge
erschlich
(bleich in
lebend u
Drängen
Male in fi
so verlass
machen ei
der Hore
Wissen
Zu d
gehören
sich dürft
Sagen vo
Zeit nahm
haben die
schäffliche
Mageninb
waffigen
Wale gefa
von Saig
titanische
Oceanen a

„Bapi

dem gro

„Wie

„Hier

ausgebro

800000

Ma

Kontro

Weiß 9

Turm c8, d

Bauer c2, e

Schwar

Turm e6, L

1. Aus dem 2

2. Die Wirt

3. Ich gebe

4. Die Has

5. Das Gebre

6. Die San

In jedem

wirtschaftl

Redt entbal

Spielplatz der Jugend

Man lernt nie aus!

Kuriositätenkabinett der Natur

Ein Papagei frisst Schafe! — Kängurus auf Bäumen!

So wie Sammler und Museen sich neben einem großen Vorrat von „vorfachsmäßigen“ Exemplaren wohl ein Kabinett anlegen, in dem sie eine Auswahl von Kuriositäten zusammenstellen, die nicht ohne weiteres in das übliche Schema passen, so gibt es auch in unserer Herrgott'schen Tiergasse allerlei Geschöpfe und Eigenheiten, die ein recht staunenswerthes Kabinett von Kuriositäten darstellen. Abgesehen von Geschöpfen, die der Erfindungs- gabe des Menschen alle Ehre machen, wie beispielsweise der Vogel Phönix, die Seeschlange, der feuerpeinende Lindwurm, der versteinerte Vampir und viele andere mehr, deren Urbilder oft in den Massen ausgestorbener Tiere zu finden sind — abgesehen von diesen also gibt es so sonderbare Möglichkeiten in der Zoologie, daß es oft genug erst zahlreicher Beweise bedarf, ehe sie von der Wissenschaft als Wahrheit anerkannt wurden. Der pelz- beladene Vierbeiner, der einen Schnabel hat und Eier legt — das Schnabeltier — ist nun wohl hinlänglich be- kannt, und doch hat man es lange Zeit für ein Märchen gehalten. Noch bis vor kurzem war die Lebensgeschichte der Aale in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Nun sie be- kannt geworden, müht sie wie eine Fabel an. Junge Aale wandern, vom Meere kommend, die Flüsse hinauf und emporsteigen sich auf dieser Wanderung vom Glasaal, der ohne Nahrungsaufnahme lebt, zum Flußaal. Auf dieser Wanderung begeben sie sich, wenn das Wasser versiegt, über feuchte Wiesen zum nächsten Wasserlauf. Finden sie keinen, so wühlen sie sich in den Schlamm ein. Es ist vor- gekommen, daß über solchen verborgenen Aalen ein Ge- bäude errichtet wurde, in dessen Erdgeschöß drei Jahre später der Hohlbelag sich hob und bei der Reparatur ersichtlich wurde, daß Tausende von fingerdicken Aalen (bleich infolge des Lichtmangels) halb platgedrückt, aber lebend unter den Wahlen stecken und durch langsame Drängen die Hebung verursacht hatten! Haben sich nun die Aale in fünf bis sechs Jahren zur vollen Reife entwickelt, so verlassen sie das Süßwasser, wandern zum Meere und machen eine Hochzeitsreise nach Amerika, bis in die Nähe der Äquator. Eine genaue Angabe der Laichplätze ist der Wissenschaft auch heute noch nicht möglich.

Zu den niederen Klassen, aber nicht weniger kurios, gehören die Kopffüßler. Der zu ihnen geordnete Tintenfisch dürfte allgemein bekannt sein. Seit alters aber spuken Sagen von ungeheuren Tieren dieser Art. Bis in neuere Zeit nahm man solche Erzählungen eben als Sagen, doch haben die letzten großen Tiefsee-Expeditionen neue wissen- schaftliche Ergebnisse gezeitigt. Die Untersuchungen des Mageninhaltes erbeuteter Aale haben Teile von ganz ge- waltigen Kopffüßlern zutage gefördert. Und es wurden Aale gefangen, auf deren Haut sich deutliche Abdrücke von Saugnapfen riesiger Kraken gefunden haben. Welche titanischen Kämpfe der Tiefseebewohner sich in den Ozeanen abspielen, kann sich menschliche Phantasie wohl

kaum vorstellen! Bei allen Fortschritten un- serer Wissenschaft ist dies immer noch ein Gebiet, dessen Erfor- schung bis heute in den Kinderschuhen steht. Doch brauchen wir Ku- riositäten nicht in so en- legenen Reichen auf- zuspüren. Wenden wir uns einem, trotz seiner entfernten Heimat allen bekannten Tier zu: dem Känguruh! Ge- schaffen für die weite australische Steppe, mit über- mäßig langen Hinterbeinen ausgerüstet, die ihm 10 Meter weite Sprünge gestatten, im Eigen durch einen musku- lösen Schwanz gestützt, ist es ein Geschöpf, das man sich gar nicht unter anderen Lebensbedingungen vorstellen kann. Wer wird es für möglich halten, daß es Kängurus gibt, die auf Bäumen leben? Und doch kennt man sogar mehrere Arten davon. Wenn man sich nun fragt, was die für die Ebene geschaffenen Tiere wohl bewegen kann, auf die Bäume zu klettern, wird man sich sagen, daß sie das wahrscheinlich nicht ganz freiwillig tun. Und in Wahrheit, die Natur zwingt sie dazu. Sie sind nicht in Australien zu finden, sondern kommen nur auf der benachbarten Insel Neuguinea vor. Man nimmt diese Tatsache mit als Beweis für die Annahme, daß die zerrissene Inselwelt jener Gegend einmal Zusammenhang hatte. Da Neu- guinea aber ein reines Waldland ist, haben sich die abge- trennten Kängurus bequem müssen, auf die Bäume zu klettern, wenn sie ihre Nahrung finden und ihren Feinden entgehen wollten.

Eine Kuriosität in Australien ist übrigens auch der Dingo, ein Wildhund, der in diesem Land der Beutetiere als einziges Säugetier daheim. Ein Fall, der wie so vieles den Gelehrten Kopfzerbrechen macht. Und um gleich auf diesem kleinsten Kontinent zu bleiben, führen wir noch eine seiner Kuriositäten an, den fleischfressenden Papagei, den Kaka. Er lebt auf der Insel Neuseeland und nährt sich, wie alle Mitglieder seiner Familie, von gemischter Kost, ohne blutdürstig zu sein. Doch als die Ansiedler anfangen, Schafe einzuführen und bei herrlichem Klima, auf üppi- gem Weideland die Herden gedeihen und sich vermehren, da bekam der Kaka Appetit auf Aasfleisch. Die Schäfer und Hüter konnten sich in der ersten Zeit nicht erklären, was das für eine sonderbare Krankheit sei, die ihre Herden rapid verminderte: Die Schafe und Lämmer schleppten sich, aus handgroßen Wunden im Rücken blutend, zu den Hürden, zahllos kamen sie wieder, Leichen der eingegangenen Tiere fand man in der Umgegend des



Zeichnung: Krusch

Puppenmütterchens Kochbuch

Alles aus Semmelkrumen.

Speckpannfuchen.

Aus geriebenen alten Weißbrotkrumen kann man eine Menge Gerichte herstellen, die schnell zubereitet sind — denn die Brösel sind schon gar — und nicht viel kosten. Zum Speckpannfuchen, der mit etwas Salat ein aus- gezeichnetes Mittagessen für die Puppen bildet, zu dem sie auch sogar einladen können, braucht ihr folgendes: Ein Scheibchen geräucherter fetter Speck, eine halbe Zwiebel und zwei Eßlöffel geriebene Semmel. Ihr schneidet den Speck in kleine Würfel, die Zwiebel eben- falls, tut erst den Speck in die Pfanne, laßt ihn recht glasig werden, gebt dann die Zwiebel hinzu, laßt alles auf kleinem Feuer hellbraun braten und schüttet dann die geriebene Semmel dazu. Vorsichtig rührt ihr alles gut durcheinander, laßt es ein paar Minuten heiß werden und kühlt es dann auf einen Teller.

Tomatengemüse.

Eine große Tomate wird klein geschnippelt und mit etwas Fett und Salz im Topf fünf Minuten geschmort. Fleißig rühren, damit alles gleichmäßig gar wird. Dann gebt ihr einen gehäuften Eßlöffel geriebene Semmel dazu und laßt die Masse unter Rühren auf dem Feuer, bis alles schön heiß und dicklich ist.

Apfelfuchen.

In eine gefettete Form tut ihr eine Lage geriebene Semmel, die ihr vorsichtig mit ein wenig Milch benetzt. Darauf füllt ihr eine Schicht Apfelmus, dann wieder Semmel, wieder Apfelmus und oben auf wieder Semmel. Ein paar Stöckchen saurer Sahne kommen oben darauf und ein paar Korinthen können auch dabei sein. Dann wird das Ganze in den Ofen geschoben und zehn Minuten scharf gebacken. Wenn es herauskommt, ist es ein wunderbarer Nachtisch.

Weidegrundes. An den kleinen See dachte niemand, und die ersten Verleumder wurden mit ihrer Unkenntnis der Natur ausgelacht. Ein Papagei ist doch kein Raubvogel! Und doch mußte man sich zu dieser Naturwidrigkeit be- geben. Nun hat er sich den Kopf aller Schatzsucher zuge- zogen, er wird verfolgt und wird in wenigen Jahren ausgerottet sein.

Damit hätten wir also eine kleine Auslese aus dem Kuriositätenkabinett des Tierreiches getroffen. Australien mit seiner altweltlichen Welt, stehen geblieben seit der Kreide- und Tertiärzeit, bietet noch viele Sonder- exemplare von Interesse. Doch auch die anderen Konti-



Zeichnung: Krusch

nente, die Inseln und Meere sind zeugen und lebendiger Beweis, daß die Natur nicht nach Schema arbeitet, daß die erstaunlichsten Mannigfaltigkeiten sich entwickeln und Lebensrecht haben. Es ist nie im Leben mit einer ein- fachen Klassifizierung alles erschöpft. In solchen uns oft unverständlichen „Kuriositäten“ liegt vielleicht ein ver- borgener Anfang. Und was uns Ende heißt, ist Reim und Entwicklung. Eva Schauberg.

Wollen wir mal laufen?

„Papi, die Feuerwehr hat wohl mächtige Angst vor dem großen Brand?“

„Wie kommst du denn darauf?“

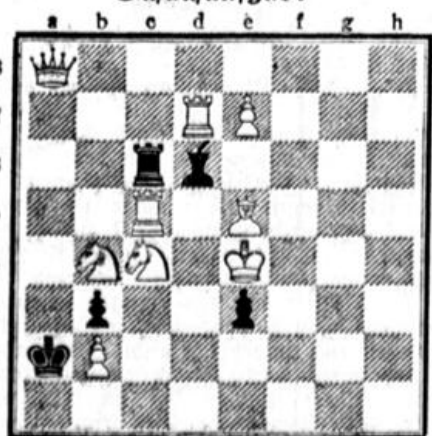
„Hier steht doch in der Zeitung: Sobald der Brand ausgebrochen war, rückte unsere Feuerwehr mit allen Löschzügen aus!“

In der Prima wird Cicero gelesen. In einem Primaner, der den Text völlig falsch überseht hatte, lag der Professor: „Lieber Albrecht, wenn Cicero soviel Quatsch geredet hätte, wie Sie eben verzapft haben, hätte man ihn mit Maschinengewehren erschossen.“

Sie: „Komm doch mit rein — es steht doch dran: Beschäftigung erbeten! Sie können doch nicht zum Raufen zwingen!“

Er: „Sie nicht — aber du!“

Schachaufgabe



Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung 14 Figuren.

Weiß 9 Figuren: König e4, Dame a8, Turm c5, d7, Springer b4, c4, Läufer e5, Bauer b2, e7.

Schwarz 5 Figuren: König b1, Turm c6, Läufer d6, Bauer b3, e3.

Versteckrätsel.

1. Aus dem Topf lugte eine frächtige Leberwurst hervor.
2. Die Pfirsiche lobten die treue Pflege.
3. Als gebe dir sehr gern telefonisch Bescheid.
4. Die Hasen setzten über die Dürde hinweg.
5. Das Gebreden hinterlie ihn nicht in der Aus- übung seines Berufes
6. Die Hansa atmete hohen kaufmännischen Geist.

In jedem der vorstehenden Sätze ist ein land- wirtschaftliches Gerät oder eine Einrichtung ver- steckt enthalten.

Ordnungsrätsel.

Anis — Teuf — Elst — Einwand — Nain — Stad — Sole — Toga.

Werden vorstehende acht Wörter in eine andere Reihenfolge gebracht, so ergeben die erste Buchstabenreihe von oben nach unten und die letzte Buchstabenreihe von unten nach oben einen Gedanktag.

Silbenrätsel.

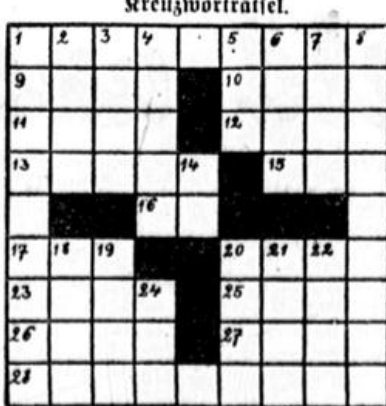
ar — ät — blem — de — bed — bi — e — el — em — feu — gau — ger — ing — lan — lau — licht — lig — lin — mit — mor — nen — nit — rad — scha — sia — ti — tor — tus — ul — wer — wer — woch

Aus vorstehenden 32 Silben sind 16 zwei- silbige Wörter zu bilden, die folgende Be- deutung haben:

1. Sagenhafter König
2. Kohnenart
3. Badecort in Schlesien
4. Kletterpflanze
5. Deutscher Dichter
6. Ort in der Schweiz
7. Stadt in Hannover
8. Sunda-Insel
9. Ägyptische Vorsehrt
10. Berggipfel
11. Ind. Herrschertitel
12. Stadt in Schlesien
13. Sinnbild
14. Gewebe
15. Stadt in Sachsen
16. Gewürz

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben Anfangs- und Endbuchstaben, beidmal von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Petrarca.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Geldinstitut, 9. Figur aus „Hallen- stein“, 10. Held eines Schafespaarschen Dra- mas, 11. Teil des Rades, 12. Häusler, 13. Be- zeichnung für Quasthai, 15. biblische Gestalt, 16. tierisches Produkt, 17. Öffnung, 20. Zahl, 23. weiblicher Vorname, 25. biblische Figur, 26. Gestalt aus der Bibel, 27. Nebenfluß des Rheins, 28. Wort für Degeneration. — b) Von oben nach unten: 1. Geblonese, 2. Stadt in Mecklenburg, 3. Fisch, 4. Rührung, 5. Bezeich- nung für Univerium, 6. Feldzier, 7. Reim- träger, 8. Bezeichnung für Zurechtweisung, 14. wie 16. waagrecht, 18. Metall, 19. nord- deutscher Name, 20. Dach aus Leinwand, 21. wie 25. waagrecht, 22. Häusler, 24. Stadt in Süd- tirol.

Buchstabenrätsel.

il — le — um — on — eo — lb — ab — ur — ud — es — rm — of — ad — ag — An die vorstehenden Buchstabengruppen füge man vorn je einen weiteren Buchstaben als Kopf an. Diese Köpfe müssen, aneinander- gefügt, eine in den letzten Jahren sehr in Auf- nahme getommene Erholungsreise nennen.

Lösung: Dame f4—g5.

Wenn Schwarz f6 schlägt D g5, dann L h6 schlägt g7 matt. ... K d4—e3, ... D g5—f2 matt. ... S a4—beliebig, ... D g5 schlägt S c5 matt. e4—e3, D g5 schlägt e3 matt.

Sprichworträtsel. Reisen kostet Geld, doch sieht man die Welt.

Zeitgemähes Rätsel. Vergier.

Kreuzwortsilbenrätsel: Von links nach rechts: 1. Kantine, 4. Empire, 7. Debit, 8. Ostende, 10. Stolpe, 11. Rongo, 12. Bode, 14. Bernadotte, 15. Radlador, 16. Kar- riere, 18. Vertillon, 20. Reil (+), 21. Lion, 22. Rana, 24. Rajade, 26. Bart, 27. Demeter, 28. Berkeo. — Von oben nach unten: 1. Randelaber, 2. Tibet, 3. Rauen, 5. Viole, 6. Repetitor, 8. Chagor, 9. Debora, 11. Konbottiere, 13. Bedi- lation, 16. Karbonade, 17. Netina, 18. Velibe, 19. Ontario, 23. Name, 25. Raba, 26. Vate.

Ordnungsaufgabe.

Wer reifen will, der schweig! sein Hia, (sch) leichten Schrit, nehm' nicht viel mit, (sch) auf am frühen Morgen und laß dahelm die Sorgen.

Magisches Kreuz- und Quersort- rätsel.

Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Kran, 2. Rabe, 3. Uhrweiser, 4. Raba, 5a. Tala, 5b. Teil, 6. Erie, 7. Aden, 8. Vera, 9. Erde, 10. Lena, 11. Rago, 12. Anam, 13. Gaes, 14. Omar. Diagonale A—B: Kata- biner.

Laufsträtsel.

Gras — Rale — Rehl — Rall — Rerie — Wahl — Wind — Linke — Wadd — Sehne — Jim — Rorte. — Seefranzheit.

Die Würst auf dem Hüt

Eine wahre Begebenheit
von Erwin Sachs-Steinmeyer.

Kathchen, unsere Base vom Lande, hatte uns ihren Besuch angekündigt. Endlich, so schrieb sie, gehe der sehnlichste Wunsch ihres Lebens, Berlin, die Reichshauptstadt, kennenzulernen, in Erfüllung. Pünktlich, als der Zug einlief, stand ich an der Sperre. Schon wollte ich fortgehen, da sah ich am Ende des Zuges auf dem Bahnsteig eine weibliche Gestalt heftig winkend. Es war unser Kathchen. —

Ich bemächtigte mich gleich des Koffers, der ein Gewicht hatte, als wäre er voll Eisenstücke gepackt. Neugierig und prüfend verließen wir den Bahnhof. Draußen protestierte sie heftig dagegen, daß ich fahren wollte. Damit sie auch gleich einen Eindruck von Berlin bekäme, wollte sie erst ein kleines Stückchen laufen.

Als wir am Potsdamer Platz ankamen, stellte ich den Koffer hin und versuchte ihr die Verkehrsampel zu erklären. Aber noch bevor ich anfangen zu reden, war Kathchen schon quer über die Straße und steckte mitten im dicken Verkehr. Ein lautes Quietschen von Bremsen, Rufe, Schimpfen. Ich schloß die Augen, um das Unvermeidliche nicht zu sehen. — Da hörte ich eine Stimme neben mir sagen: „Na, der dumme Luder hat trotz aller Aufseherheit noch Schwein gehabt!“

In einem Haufen Menschen, vor ihr ein Schupo mit geizigem Büchlein, stand unser Kathchen. Die Tränen rollten ihr über die Backen. Ich drängte mich durch die Menge hindurch. Nach ein paar kurzen, aufklärenden Worten mit dem Hüter der Ordnung, der sich sehr verständnisvoll und freundlich zeigte, war der Fall erledigt. Der Schreck und die Aufregung war uns beiden gehörig in die Glieder gefahren, und so beschloßen wir, erst einmal zu frühstücken.

Wir nahmen an einem Tisch Platz, an dem schon ein älteres, desinguiertes Ehepaar saß. Ich bestellte zweimal Nachbutter mit Brötchen. Doch ich merkte, daß Kathchen sich in diesem großen Lokal etwas befangen zeigte, denn sie stippie fortwährend mit der Gabel, ohne recht anzufangen. Plötzlich — ich weiß heute noch nicht, wie es eigentlich kam — kippie ihr Teller, die Würst schnellte dabei in die Höhe und sah — ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen — und sah der älteren Dame gegenüber direkt auf dem Gestränge. Diese war einfach starr vor Entsetzen. Der Begleiter der Dame aber machte ein Gesicht, als ob er eine bittere Pille verschluckt hätte. Mir selbst stieg das Blut zu Kopf, und ich wünschte mich weit weg von hier.

Ich vernahm unterdrücktes Lachen, begab mich überall im ganzen Lokal belustigten Gesichtern, und noch immer lag die Würst auf dem Hüt! — Kurz entschlossen, raffte ich meine ganze Energie zusammen, stand auf und machte eine Verbeugung zu der Dame hin und sagte, so, daß es niemand hörte: „Entschuldigen Sie vielmals, gnädige Frau, aber meine Verwandte ist vom Lande und zum erstenmal in Berlin. Gestatten Sie?“ Dabei entfernte ich mich mit raschem Griff die ungewollte Futtermittelung.

„Wirklich sehr peinlich, diese Ungeheuerlichkeit“, wurde mir mit eifriger Miene entgegnet.

Kathchen saß währenddessen mit niedergeschlagenen Augen auf ihrem Stuhl und

Solche Läusebengels



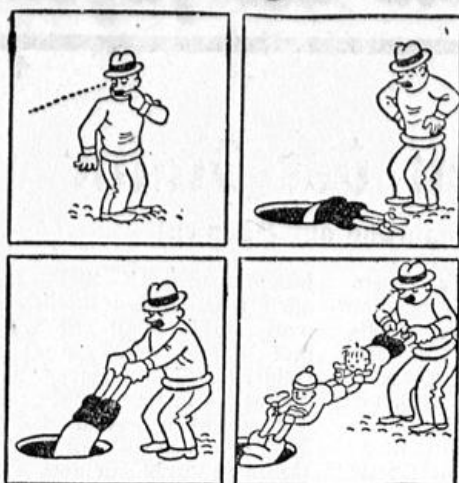
„Diese Kasse! Klingeln immer an der Tür — und wenn man runterkommt, sind sie weg!“

„Bitte ein Pfund Kaffee für 2,10, drei Büchsen Sardinen zu 45 Pf., fünf Eier zu 12 Pf. und ein Pfund Grieß zu 25 Pf. Was bekomme ich da aus 10 Mark heraus?“

„5,70 Mark, — vielen Dank, — das ist nämlich meine Rechenaufgabe für morgen!“



„Hier auf dem Dachgarten bin ich am liebsten mit den Jungen, da kann ich ganz unbefragt sein. Keine Autos, keine Straßenbahnen...“



Lausublen am laufenden Band.



„Du solltest nicht so wild sein, Junge. Ich an deiner Stelle würde nicht auf den Baum klettern!“

„Ich an Ihrer Stelle auch nicht!“

öffnen wollte, kam der Ober mit etwas Weisem in der Hand angerannt. „Hier, mein Herr“, sagte er mit spitzbübischem Lächeln, „hier haben Sie ja noch etwas Liegentassen!“ — Ich riß es ihm aus der Hand und flüchtete hinaus, schallendes Gelächter hinter mir. Draußen besah ich erst, was ich in der Hand hielt: Kathchens Würst!

Noch immer steht er unschlüssig. Plötzlich hebt er den Schweif und brüllt, den Kopf tief gesenkt, mit plötzlicher Wucht wie ein rollender Felsblock auf den Alten los. Die Erde erzittert unter seinen Hufen. Der Alte senkt die Vorderläufe, um den Stolz besser aufnehmen zu können, ein wenig in die Knie. Mit gesenktem Gehörn empfängt er den Gegner. Ein gewaltiger Zusammenstoß. Aber der Alte wankt nicht. Nur seine Knie vergraben sich tiefer und tiefer in den Boden, mehr und mehr springen die Muskeln am Bug und Schenkeln hervor. Jeder Nerv ist gespannt. Haupt liegt stöhnend und leuchtend am Haupt. Sie stehen wie aus Erz gegossen. Wer wird siegen? Wird sich der Alte noch einmal gegen die junge aufsteigende Kraft behaupten können?

Aber jetzt beginnt der Friedensförderer zu weichen; er wird gegen den Bach gedrängt, am Ufer häumt er sich noch einmal gegen den nachdrängenden Feind — der Alte muß ein Stück weichen, aber auch nur ein Stück — dann ist die Kraft des Gegners zu Ende, wieder wird er zurück-

Unschuldig

Anaben und Mädchen haben gemeinsam im Dorfkegele gebadet. Die Sache kommt dem Lehrer zu Ohren, der eine strenge Untersuchung unter den Kindern anstellt:

„Wo hast du gebadet?“

„Im Dorfkegel.“

„Wer war noch dabei?“

„Oh — eine ganze Menge Kinder.“

„Das weiß ich, Hans; es waren aber doch auch Mädchen dabei?“

„Das weiß ich nicht, Herr Lehrer,“ flötet der Kleine verlegen. „Wir waren doch alle nackt —“

Er weiß sich zu helfen.

Hausfrau: „Aber Johann, als Sie mich um Alkohol baten, sagten Sie, Sie hätten ihn zum Bogen der Spiegel nötig; und nun sehe ich, daß Sie ihn trinken!“

Diener: „O nein, Frau Meier, ich schenke ihn nur, um dann den Spiegel anzuhängen!“

Knoke: „Als ich heute morgen einen Zwanzigmarschein fand, dachte ich: Nun willst du mal ehrlich sein und ihn sogleich zum Hundbüro bringen. Auf dem Wege dorthin traf ich Freund Durstig, mit dem ich drei Markl von dem Funderlohn vertrat; dann wurde mir der Zwanzigmarschein aus der Tasche gestohlen, und auf der Straße geriet ich unter ein Auto. Nein, man soll wahrhaftig nicht ehrlich sein!“

Ihr Wunsch.

„Du weißt doch, Pöbeling, daß ich dir alle Wünsche erfülle.“

„So? Neulich wünschte ich, du möchtest das Große Los gewinnen — na, hast du es vielleicht getan?“

So war's gemeint.

„Der Herr da sieht gar nicht sonderlich schlau aus. Und doch sind schon Millionen auf seinen Reim getroffen.“

„Wieso?“

„Er ist doch Fliegenfängerfabrikant.“

„Minna, heute früh hat Sie an der Haustür ein Mann geklopf. War es der Milchmann oder der Briefträger?“

„War es um sieben oder um acht, Frau Lehmann?“

Ausgleichende Gerechtigkeit.

„Was, den Müller willst du anpumpen? Merke dir: Vorgen macht Sorgen!“

„Na, soll der reiche Müller nicht auch mal Sorgen haben?“

Stilles Zwiegespräch.

„Vergiß aber nicht, den Überzieher anzuziehen; du könntest dir sonst leicht einen Schnupfen holen.“

„Ausgeschlossen!“

„Wie, ausgeschlossen? Wo du so leicht den Schnupfen kriegst?“

„Ausgeschlossen, sage ich, weil ich ihn bereits seit drei Tagen habe.“

gedrängt, dem Bach entgegen. Immer näher kommen sie dem Wasser. Jetzt sind sie am Ufer. Der Angreifer verliert den festen Boden, er rutscht aus — und nun glückt es dem Alten. Das Gebörn fährt in die Flanke des Gegners, ein Rudel reißt eine breite Wunde auf, rot strömt der Schweiß und mischt sich mit dem Wasser des Bades. Ein letztes Aufbäumen des Angreifers, dann stürzt er mitten hinein in das wuchernde Gras und Straut, in das Wasser, das hoch aufspritzt — der Alte hat noch einmal seine Herrschaft behauptet.

Der Förster, der den Jungen eingeholt hat, sieht die träumenden Augen, die roten Wangen und unterbricht nicht. Dann aber, sie sind so eine halbe Stunde nebeneinander hergewandert, faßt er ihn am Arm und deutet mit einem Heben des Kopfes durch das Dickicht. Rast schwarz in der weißen schimmernden Umgebung zieht dort ein Rudel von drei Wisenten heran. Sie wecheln auf eine einzelne Bude zu, die auf dem Hügel steht, und beginnen den Schnee, der hier eigentlich nur noch Reif ist, beiseite zu scharren und die Ecken aufzunehmen. So gegen den Himmel gesehen, der sich langsam aus dem Grau heraus rötet, stehen sie wie riesige Symbole der Vergangenheit da. In der Stille hört man das Klirren der feinen Eisnadeln unter ihren Hufen und das Schnauben, bei dem die Luft wie Dampfstrahlen aus den Nüstern fährt. Nimrod steht mit erhobener Vorderlauf still in der Lücke, die das Gebörn läßt, und der Junge schaut verunsichert, als stöbe seine Seele mit hinüber zu den Tieren und mit ihnen zurück in die Vergangenheit, in das große Erleben und die Zeiten der Heiden...

Wald Feld und Heide

Besuch bei den Wisenten

Eine Fahrt in die Heide und ein Traum...
Von Walter Grzimek.

Der Weder ruft zum Aufstehen, und der Schnee draußen ist das Einzige, das ein bißchen Licht gibt. Die Sonne geht erst in einer Stunde auf. Durch den Kiefernwald, in dem der Wacholder wie eine Schar verzauberter Dämonen steht, wandert der Förster zum Wisentgehege, an seiner Seite der große, blonde Junge aus der Stadt, der sich atemlos freut, die Urtiere, die er nur hinter Gittern im Zoo gesehen hat, nun im Freigelände beobachten zu dürfen. Der Atem fliegt in Wolken vom Munde, Nimrod, der Vorsteherhund, hat einen besessenen Bart. Weisen, mit hellem Schreien nach „Schinkenpöck, Schinkenpöck“, flattern durch das Unterholz, das zunehmend dichter wird; ab und zu tun sich weite Flächen mit Ginster oder Heidekraut bedeckt auf, Wildbäder zeigen den gedeckten Tisch für das Rotwild, bei dessen Fährten im Reuschnee der Förster prüfend ab und zu stehen bleibt.

Der Junge und der Hund gehen in dessen ungeduldig ein wenig voran. Der Hund nimmt prüfend die Luft ein, und der Junge träumt. Er sieht die Landschaft, wie sie einmal früher war, Moor, Urwald. Abgerissene Wollensegen jagen am Himmel.

Der Wind kämpft heulend mit den Baumriesen, die vereinzelt aus dem Urwald hervorstechen. Auf einer kleinen Lichtung ist ein kleines Rudel Wisente. Etwas abseits davon steht ein mächtiger Bule. Er mag wohl seine 35 Jahre haben; die Mähne hängt in großen zottigen Strähnen um seinen Hals, am Widerrist geht die braune Färbung in rötliche Tönung über. Es ist ein schmales, hohes, keineswegs plumpes Tier. Der Kopf scheint zu klein für die riesigen Muskelbänke am Hals, die vom Pelz überwuchert werden. Die winzigen feurigen Lichter fahren unruhig hin und her, sie glühen vor Kampflust.

Da knact es im Unterholz. Ein Rudel Rotbirsche tritt aus dem Wald und wechselt zum Bach hinüber, der durch die Waldwiese fließt. Der Alte wendet nur ein wenig den Kopf zur Seite. Es geht zum Herbst, und er ist heute nach seinem monatelangen Einsiedlerleben wieder zur Herde zurückgekehrt, wie er es jedes Jahr in der Brunst tut. Wieder knact es im Unterholz. Aber anders als vorher. Schnaubend und stampfend kommt es näher. Das Rudel drängt sich zusammen, es weiß, was jetzt kommen wird. — Der Bule hebt den Kopf höher, als er es gewöhnlich tut, stößt ein kurzes, zorniges Brummen aus und wendet sich an den aus dem Walde heranstretenden Gegner. Mit gespreizten Läufen stellt er sich zwischen die Kühe und

den neu ankommenden Stier. Dieser wird jetzt zwischen den schlänglichen Zweigen des Wacholder sichtbar und bleibt sichernd stehen. Es ist ein sehr starker und jüngerer Bule. Er brummt, schnaubt und zeigt das Weiße im Auge. Es scheint, als überlege er, ob er sich nicht doch lieber noch im letzten Augenblick zurückziehen soll.

Noch immer steht er unschlüssig. Plötzlich hebt er den Schweif und brüllt, den Kopf tief gesenkt, mit plötzlicher Wucht wie ein rollender Felsblock auf den Alten los. Die Erde erzittert unter seinen Hufen. Der Alte senkt die Vorderläufe, um den Stolz besser aufnehmen zu können, ein wenig in die Knie. Mit gesenktem Gehörn empfängt er den Gegner. Ein gewaltiger Zusammenstoß. Aber der Alte wankt nicht. Nur seine Knie vergraben sich tiefer und tiefer in den Boden, mehr und mehr springen die Muskeln am Bug und Schenkeln hervor. Jeder Nerv ist gespannt. Haupt liegt stöhnend und leuchtend am Haupt. Sie stehen wie aus Erz gegossen. Wer wird siegen? Wird sich der Alte noch einmal gegen die junge aufsteigende Kraft behaupten können?

Aber jetzt beginnt der Friedensförderer zu weichen; er wird gegen den Bach gedrängt, am Ufer häumt er sich noch einmal gegen den nachdrängenden Feind — der Alte muß ein Stück weichen, aber auch nur ein Stück — dann ist die Kraft des Gegners zu Ende, wieder wird er zurück-

Bei
Nr. 26

Wenn
schen Kult
tungen un
tiefere D
immer wi
Zusammen
Kraft aus
und Zeich
Wesenhaft
enthüllt u
der reiche
von den K
R a b e,
Gottfried
stimmen.

In die
fall, daß d
Maabe-Sti
ler für f
wurde. D
nähert sich
der nation
von einer
mal psychol
nationaler
wirksam
bild auf d
ausgespro
wärtig ist
deutschen
werden, da
lichtst a r o
Talente un
Allgemein
zu beeinfl

In diese
kulturfenat
schafft des
daß die ne
A o h f hat
Braunschwe
tung verteil
Deutschland
land erklä
Geschichte als
als A l e i f
schreiben.

„Mobilität“

Der H
Herbsttagung
1 Uhr nachts
angelegt. D
Worten folge
Födergog
folgende Ent
„Der Gro
des italienis
ununterbroch
der Disziplin
stischen Itali
dieser Genera
erreichte, soll
das höchste I
der Tätigkei
unverlässlich
Italiener sin
Dyfer auf
erreichen.“

Die Entlo
angenommen.
Der Duce
der Nation a
Bericht sprach
Am Schluß d
wurde, ist f
Der Groß
Anwendung d
sammelt hat,
betragtete d
der Schma
er bezeichnet
Vorfall, das i
einen eiteln
lichung seiner